



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Hermann der Cherusker und sein Denkmal**

**Bäte, Ludwig**

**Detmold, 1925**

Erster Hauptteil: Das Hermannsdenkmal und sein Erbauer

**urn:nbn:de:hbz:466:1-8746**

DER TEUTOBURGER  
WALD UND DAS HERMANNSDENKMAL  
VON FERDINAND FREILIGRATH<sup>1)</sup>

---

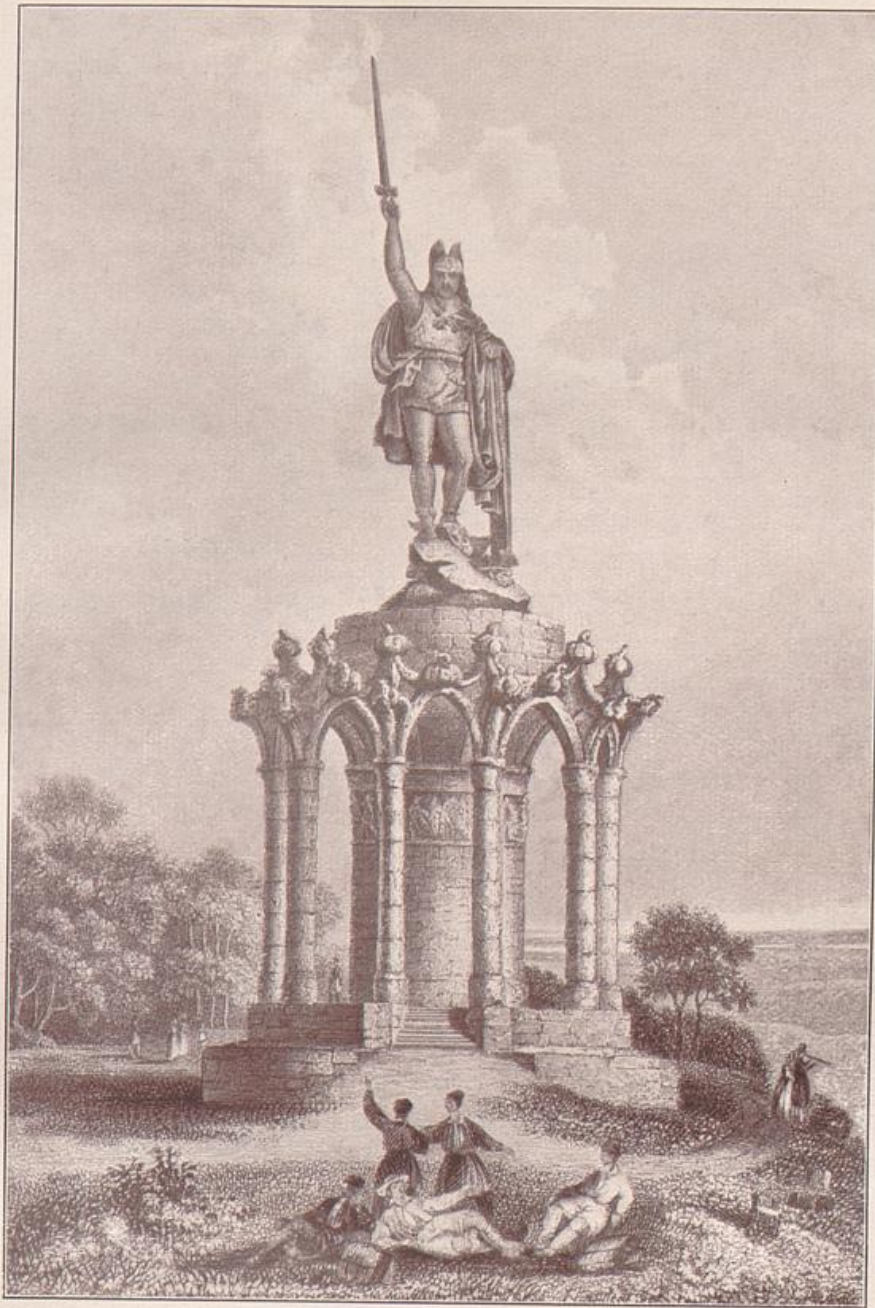
Fast parallel mit dem Lauf der Weser erstreckt sich vom Ravensbergischen her bis ins Paderbornische der Teutoburger Wald; im Paderbornischen zieht sich seine Verlängerung, das Egge-Gebirge, bis zu den rauheren Höhen des Süderlandes hinüber; es ist die Wasserscheide zwischen der Weser und dem Rhein oder der Lippe, und die Grenze zwischen den lachenden fruchtbaren Fluren des Fürstentums Lippe und der dünnen Steppe der jenseits gelegenen Senne. Der mittelalterliche Name des Teutoburger Waldes ist *Osning* oder *Osnege*; der jetzt gebräuchliche ist nach einer Stelle in Tacitus' *Annalen* (I. 60) gebildet, um des deutschklingenderen Klanges willen, und infolge der wohl völlig bewiesenen Hypothese, daß in den Schluchten dieses Gebirges die deutschen Wölfe *Romas* stolze *Nare* zerrissen haben. Der arme geschlagene *Varus* ist nämlich seitdem wie eine quasi *pesulium castrense* des Lippischen Landes geworden, auf dessen ausschließlichen Besitz es eifersüchtig genug ist, um sein Recht daran durch *Derivationen* wie *Varenholz* (vor'n Holte) von *Varusholz*, *Feldrohm* von *Fall-Rom*, *Hermannsburg* (erbaut 1187 von Hermann von Schwabenberg) von *Arminiusburg* zu verstärken. Und doch bedurfte es dessen nicht, um den Beweis zu führen, daß der *Osning* klassischer Boden für die deutsche Geschichte sei, wie der verdienstvolle Archivrat *Elostermeier* zu *Detmold* in seiner gediegenen Erörterung der Frage, „wo Hermann den *Varus* schlug“ dargetan hat. Ich muß auf ihn verweisen, in Beziehung auf diese vielfach diskutierte Kontroverse, denn es gestattet der Raum nicht, den mannigfachen Spuren des großen Ereignis-

---

<sup>1)</sup> Dieser Aufsatz ist der 1. Auflage von *Freiligrath* und *Schüding* „Das malerische und romantische Westfalen“, Barmen und Leipzig 1842, entnommen. Die späteren Auflagen enthalten an seiner Stelle eine farblose und flache Beschreibung des fertigen Denkmals. Wenn schon dieser Umstand den Wiederabdruck in diesem Buche rechtfertigt, so erscheint dies um so angebrachter, als die Ausführungen *Freiligraths* seine persönliche Auffassung über *Vandels* Plan zeigen. Die beigegegebene Abbildung gibt die ursprüngliche Fassung des Unterbaues mit einer offenen Säulenhalle wieder. Ein ähnliches Bild fügte *Vandel* seinen ersten Aufrufen bei.

Der Verlag.





Der frühere Entwurf Bandels zum Hermannsdenkmal  
Nach einer Zeichnung von C. Schlickum







nisses hier nachzugehen, um endlich voll überzeugter oder gläubiger Andacht in der Schlucht stehen zu bleiben, wo Varus seine Legionen vernichtet und hingeschlachtet sah von der nordischen Berserkerwut, die in den Schnäbeln seiner Adler den Ölweig nicht entdecken konnte, welchen sie doch auch als erste Voten einer nahenden Kultur neben den Blitzen drohender Waffenmacht in ihren Fängen trugen. Ich weiß nicht, ob wir so stolz die Hermannsschlacht als die größte deutscher Waffentaten in die Bücher unserer Geschichte eintragen dürfen; und zwar nicht allein deshalb, weil sie jenseits eines Stromes liegt, der ein jenseitiges und diesseitiges Ufer unserer Historie so von einander abtrennt, daß keine Beziehung zwischen beiden mehr statt hat; jenseits der Völkerwanderung nämlich. Wenn man aber auf einer der Höhen, welche das Gefilde der Varusschlacht überschauen, auf der Grotenburg bei Detmold, einem der höchsten Punkte des Osnings, dem Hermann eine kolossale Ruhmessäule in einem kupfernen Standbilde aufrichtet, so ist das eine Idee, der man um des deutschen Gemeingefühls willen, alles Gedeihen wünschen muß. Mag Hermann immerhin mehr ein Moment unserer Urgeschichte sein als eine bestimmte Individualität, die im Bewußtsein des Volkes lebte: das Denkmal wird dazu dienen, das Gesamtbewußtsein zu beleben oder auch nur momentan, bei dem Feste der Enthüllung, eine nationale Begeisterung zu wecken, wie wir ihrer bedürfen. Auch Gutenberg war keine im Volke lebendige Individualität mehr; und wenn man den Kultus des Genius einmal die Standbilder seiner Heiligen auf ehernen Altären, wie überall jetzt im deutschen Vaterlande, errichten läßt, so ist der Kultus eines Hermann, solch eine moderne Irminsul, gewiß weit unschädlicher als die Apotheose einer noch im frischen Andenken stehenden Persönlichkeit mit allen ihren Schwächen. Denkmale sind wie Leichengepränge — für die Überlebenden, wenn man für eines stimmt, kann man sie alle gelten lassen, ja auch das, welches die Männer von Babylon dem Salaterfinder Nabuchodonosor zu errichten im Begriffe stehen sollen. Das Denkmal Armins wird nach dem Modell und unter der Leistung des Bildhauers von Vandel in den großartigsten Dimensionen auf einem hohen gotischen Unterbau ausgeführt. Die Höhe der Gestalt wird 40 Fuß betragen. Der Ort der Errichtung könnte, auch abgesehen von den lokalen Traditionen, nicht besser gewählt werden, wenn eine poetische Illusion uns in die Jahrhunderte der deutschen Heroenzeit ver-



sehen soll. Das Gebirge ist hier mit den herrlichsten Buchenwäldungen bedeckt, die hochstämmig und schlank, wie stolz auf ihre reiche Vegetationskraft, die unbemoosten Stämme dicht aneinander emporrecken; der eigentümliche Zauber des Waldnachtslebens haucht euch hier an, wenn irgendwo, mit seinen träumerisch dunklen Stimmen, mit dem Girren ferner Holztauben und dem sachten Wiegen der windbewegten Äste, Töne, die, wenn auch laut und vernehmlich an euer Ohr dringend, doch die tiefe Stille ringsum, die feierliche Andacht der Natur nicht unterbrechen, sondern sie heben. Und schreitet ihr unter diesen Laubhallen einher, über das Moos, das hier und dort, wo eine Lichtung ist, der grelle Sonnenschein fleckt, und die zarteren Schatten bewegter Blätter überhuschen, dann träumt ihr euch leicht das alte Leben wieder hinein in diese Wäldungen: wer sagt euch, daß der Holzhauer, der dort mit der blankgeschliffenen Art auf seiner Schulter, selbst eine patriarchalisch ungeschliffene Figur im groben Kittel, dem ausgefahrenen Geleise eines Hohlwegs folgt, nicht einer der deutschen freheitschwärmenden Jünglinge sei, der zu seinen langlockigen, bärenhäutigen Brüdern eilt, um in der Dörenschlucht und im Paß am Falkenberge auch sein Trinkhorn mit Römerblute zu füllen? Hört, wie seine Stimme plötzlich das Echo der Berge weckt: ich glaube, er singt: „Was ist des Deutschen Vaterland, ist's Sachsenland, Westfalenland? Nein, nein, sein Vaterland muß größer sein!“ Die Illusion ist vollständig, denke ich. —

---



ERNST VON BANDELS  
VATERLÄNDISCHE DENKMALSSCHÖPFUNG  
ALTES UND NEUES (NACH UNGEDRUCKTEN BRIEFEN)  
VON DR. PHIL. HEINRICH DITTMAR

---

I.

Das Hermannsdenkmal.

Es war im November des Jahres 1837. Da suchte der Bildhauer Ernst von Bandel eine Audienz bei dem König Ernst August von Hannover nach. Sie wurde ihm gewährt. Freundlich empfing ihn der König. Bandel brachte sein Anliegen vor: ihm zu gestatten, das Modell seines Armin im Schlosse auszustellen und das Publikum zur Besichtigung einzuladen. Galt es doch, die Allgemeinheit für sein Denkmalsprojekt zu gewinnen, damit Mittel zusammenkämen, um es ausführen zu können. Man hatte den Künstler gewarnt: der König sähe eine solche Ausstellung im Schlosse nicht gerne, er werde die Erlaubnis verweigern. Und so geschah es auch. Er schlug die Bitte rund ab. Hatte er doch von Bandels Denkmalsplan, als dieser ihn dafür zu gewinnen suchte, überhaupt nichts wissen wollen; nur mit großer Mühe und nur durch Vermittlung des kunstsinnigen Kronprinzen Georg, der lebhaftes Interesse an dem Projekte zeigte, war es gelungen, des Königs Abneigung wenigstens soweit zu überwinden, daß er Bandel die Erlaubnis gab, das Arminiusmodell in einem Raume des Schlosses anzufertigen; dort war ihm schon gleich nach seiner Berufung 1834 nach Hannover durch König Wilhelm IV. für seine Bildhauerarbeiten ein Arbeitsraum eingeräumt worden. — Zum Zeichen, daß die Audienz beendet sei, trat der König, wie er zu tun pflegte, zwei Schritte vor, Bandel trat zwei Schritte zurück, verneigte sich und — wiederholte seine Bitte. Der König lehnte wieder ab, trat zwei Schritte vor, — Bandel ebensoviel zurück, verneigte sich und wiederholte seine Bitte zum drittenmale — mit demselben Erfolg. Abermals: der König zwei Schritte vor, Bandel zwei zurück; jetzt stand er hart an der Tür des Audienzsaales; weiter ging es nicht. Der König sah ihn an und lächelte; auch Bandel lächelte. Da sagte der König: „Nun, wir wollen sehen, was sich



tun läßt" und entließ ihn freundlich. Gleich darauf kam die Genehmigung seiner Bitte, und im Januar 1838 konnte Wandel sein sieben Fuß hohes Arminiusdenkmal dem Publikum im Schlosse zugänglich machen.

Diese Geschichte zeigt den ganzen Mann mit seiner Zähigkeit und dem eisernen Willen, den er daran setzte, einen Plan, den er einmal gefaßt, festzuhalten und durchzuführen. Wie hier im kleinen, sollte er bei der Durchführung seines Denkmalsplanes im großen diese Eigenschaften im höchsten Grade bewähren. Denn das Hermannsdenkmal, wie es heute dasteht, ist nicht nur eine künstlerische Tat, sondern in hohem Grade eine Tat des Charakters und eines hohen Idealismus. Die Arbeit daran führte den Künstler durch ungeheure Mühen, durch Opfer an äußerer Behaglichkeit, Opfer seines Vermögens, durch eigene Entbehrungen und Sorgen, durch Laune und Unverständnis des Publikums. Er hatte wohl vorausgesehen, daß dieses Denkmal alle seine Kräfte in Anspruch nehmen, die Arbeit vieler Jahre kosten würde. Die Entscheidung, ob er das Wagnis dennoch unternehmen dürfe — sie bestimmte ja auch über das Wohl seiner Familie — hat er nicht selbstherrlich gefällt: „Ich stellte an meine Frau“, erzählte er, „die Frage, ob ich nach Bayern zurückkehren, oder ob ich meiner mir längst gestellten Aufgabe von neuem entschieden nachleben sollte. Ich stellte ihr dabei vor, daß wir alles daran setzen müßten, was unsere Kräfte vermöchten, um das zu können, und stellte mein Wollen ganz unter ihren Entschluß. ‚Mache dein Arminiusdenkmal!‘ lautete ihre mir sehr erfreuliche Antwort.“ Und was auch an Schwerem späterhin kam, er und seine Frau bereuten ihren Entschluß nie. Denn sie glaubten an ihre Ideale.

Wandel gehört zu jenen Männern, die unter den Eindrücken des Befreiungskrieges reiften, zu jenem aufopferungsfreudigen Geschlecht, in dem das Gefühl der Vaterlandsliebe so hell glühte, das gelernt hatte, alles vor diesem einen Gedanken zurücktreten zu lassen, herb zu werden, stark zu werden, stark zu werden an Leibeskraft und stark an der ethischen Kraft, die aus Entbehren und sich Versagenkönnen kommt. Zu beidem hatte diese Generation im Norden des Vaterlandes Friedrich Ludwig Jahn erzogen. Man versagt einem wesentlichen Teil seines Wirkens und seiner Leistung die Anerkennung, wenn man ihn immer nur mit der Formel „Turnvater“ abstempelt und sich nicht klar macht, daß der Geist seiner Turnkunst ein eminent ethischer war, daß diese auf den ganzen Menschen,



Leib und Geist ging, er in dem Turnplatz eine Schule sah nicht zum wenigsten zu moralischer, nationaler, sozialer Volksbildung im weitesten Sinne. Sein Denken und Wollen hatte auch im Süden Deutschlands Eingang gefunden, und ihm lebte dort eine Schar begeisterter Verehrer.

Vaterlandsliebe hatte der Vater von Wandel in seines Knaben Herz gepflanzt, sie war erstarkt unter frühem Erleben; mit Haß und einem draufgängerischen Mut, der ihn auch wohl in Gefahren brachte, höhnte der kecke Knabe, wo er konnte, den Feind, die Franzosen, deren übermütiges Treiben er mit Grimm in Ansbach, seiner Vaterstadt, wo sein Vater als Appellationsgerichtsdirektor wirkte, ansehen mußte; mit atemloser Spannung hörte er den lebendigen, eindringlichen Erzählungen des patriotischen Vaters zu, mit denen dieser in der furchtbaren Not sich und den Seinen Mut und Glauben stärkte: von den Heldentaten unserer deutschen Vorfahren, von Armin dem Befreier. Und dieses deutsche Leben der deutschen Jugend durfte damals, unter dem unbarmherzigen französischen Druck, nur im geheimen gelebt werden. Damit standen diese Jungen zusammen mit den Patrioten in einem schneidenden Gegensatz zu der größeren Menge der älteren Generation, die noch weltbürgerlich schwärmte und in alles Französische vernarrt blieb; um so fester prägte sich jene Vaterlandsliebe und jener Haß gegen den Feind in die Herzen dieser Jugend ein, der dann im Freiheitskampf die Seele und den Mut beschwingte und das Wunder der Befreiung tat. Als die Kunde von der Zertrümmerung der großen Armee in Rußland kam, da gab der kleine zwölfjährige Gymnasiast seiner Freude einen besonderen Ausdruck: er kaufte sich eine Gipsbüste Napoleons, stellte sie vor dem Hause seiner Eltern auf die Straße und steinigte sie, zum Jubel der Jugend, zum Schrecken der Eltern, — denn noch saß der Franzose in Ansbach. Auf einem Strohsack schlief er, ohne der Mutter Wissen, sich abzuhärten, übte sich im Fechten, Reiten, Schießen, und als die deutschen Heere zum Kampfe auszogen, exerzierte er mit der Schar seiner Mitschüler und übte sich im Kriegsspiel.

Als er dann 1817 nach beendigter Gymnasialzeit nach München ging zu weiterer Ausbildung, da wanderte ein frischer, kecker Naturbursche dahin, der über seine Jahre kaltblütig war, unerschrocken, abgehärtet, jeder Entbehrung gewachsen, mit zähem Willen und glühend in unbegrenzter Liebe für sein deutsches Vaterland.



In München entdeckte Bandel mit einer überraschenden, instinktiven Selbstständigkeit und Sicherheit des Urteils seinen Beruf zum Künstler, im besonderen zum Bildhauer. Und selbständig und sicher schritt er auf der betretenen Bahn in seiner Entwicklung vorwärts. Damals formte sich ihm unter dem Eindruck der großen Gunst, die König Max I. Joseph, ihm, dem talentvollen Sohne eines vom König hochgeschätzten Mannes, bezeugte, seine Lebensmaxime: „Meinen Grundsatz, durch Mühe und Fleiß zu bewirken, was ich durch erniedrigende Bitten vielleicht, sage „vielleicht“, erlangen könnte, werde ich stets festhalten und werde mit Freuden genießen können, was ich meinen Kräften allein zu danken haben werde.“ Er hat Zeit seines Lebens daran festgehalten.

Die Selbstständigkeit, der diese Worte Ausdruck geben, setzte Bandel dem König Ludwig I. von Bayern entgegen, der 1825 den Thron bestiegen hatte.

Dieser geistprühende Fürst stand damals mitten in seinen großen Unternehmungen, die in ihrer Art und diesem Umfange seit den Zeiten der Renaissance nicht ihresgleichen hatten. Begeisterte Liebe zum großen deutschen Vaterlande und ein großer Enthusiasmus für die Kunst, die schon den Knaben erfüllt, hatten sich in ihm verbunden zu einer großen Tat: durch die Pflege der Kunst sein Bayernland wieder einzugliedern in die geistige Bewegung Deutschlands, mit der es den Zusammenhang verloren hatte, die deutsche Kunst wieder zu erwecken und zu pflegen zum Ruhme des ganzen Deutschland.

Zu keiner Zeit hatte er aufgehört, sich als deutscher Fürst zu fühlen; mit seinem lebhaften deutschen Empfinden stand er unter den damaligen Fürsten Deutschlands fast einzig da. Es war gewachsen in harter Jugend, unter dem Eindruck der Frechheit eines übermütigen Siegers, an einem französisch gesinnten Hofe; allem Wüten Napoleons zum Trost, der ihn einmal sogar deshalb mit Erschießen bedrohte, gab er ihm jederzeit ungescheut Ausdruck. Als er dann, noch ein unbedeutendes Kronprinzelein eines Rheinbundfürsten, 1806, zwanzigjährig, hinter dem französischen Eroberer in Berlin einziehen und die Vernichtung Preußens mitfeiern mußte, da faßte er in ingrimmigem Protest den Plan, dem Ruhme und der Größe des niedergetretenen Vaterlandes ein Denkmal zu errichten: die Walhalla. Ungesäumt schritt er zu seiner Ausführung, bestellte noch in Berlin bei Schadow, Rauch u. a. für dasselbe die ersten Büsten großer Deutscher; und unerschrocken sang er damals:



„Auf ihr Teutschen,  
Sprengt die Fesseln,  
Die ein Korse Euch hat angelegt.“

Raum konnte er es verwinden, daß ihm dann Kränklichkeit verbot, was er so heiß ersehnte: den Befreiungskampf im Felde mitzukämpfen.

1818 zog er zum ersten Male nach Italien, pilgerte von Stadt zu Stadt, berauscht von den Offenbarungen eines Kunstwollens und Könnens, das ihm in unbegreiflicher Fülle und Größe entgegentrat. So zog er endlich in die ewige Stadt ein, deren Kunst ihm zu einem ungeheueren Erlebnis wurde: die Peterskirche, der Vatikan mit seiner unendlichen Flucht hoher, die Seele befreiender Säle und ihrem Welten umspannenden Schmuck und Inhalt, den weiträumigen, mit einer schier unsagbaren Welt von Schönheit übersponnenen und gesegneten Loggien — aus hohen Fensteröffnungen schweift der Blick über die vatikanischen Gärten, die daliegen, ganz groß gedacht und im reichen Schmuck der wundervollen Formen immergrüner Bäume und Baumgruppen —, den Wundern der sixtinischen Kapelle, an deren Größe die Begriffe nicht heranreichen, die der Nordländer aus seiner Heimat mitbringt. Damals erlebte er hier und allerorten ein großes Denken, wie es auch ihn erfüllte, ausgedrückt in großen Formen, die es sich geschaffen. Das wurde ein mächtiger Ansporn für sein Wollen, das sich in großen Formen und Räumen in der Hauptstadt seines Reiches auszusprechen und diese durch die Kunst zu einem Ausdruck des neuen deutschen Bewußtseins von deutscher Kraft und deutscher Größe zu machen drängte.

So entstand sein neues München, auf einem ganz neuen Terrain, außerhalb des alten, engen, gedrückten Alt-Münchens. Da erstanden die großen weiträumigen Schöpfungen: Propyläen, Pinakotheken, Residenz, die Ludwigstraße usw. — in noch öder Gegend, verlassen, in ihrer Vereinzelung unverständlich, — den Zeitgenossen, die den tieferen Sinn nicht erkannten, und den Verärgerten unter der Münchener Künstlerschaft ein Gegenstand billigen Spottes und Protestes, der lange nachgesprochen wurde. Ludwigs Künstlersinn sah im Geiste das Ganze, das sich an das verstreute Einzelne angliedern sollte; er stellte Großes dahin, damit Sinn und Geschmack der Zeiten sich danach recken sollten. Und er hat recht behalten.

In der Ansprache, die Heinrich Wölfflin bei Niederlegung seines Kunstgeschicht-



lichen Lehramtes an der Universität München im März 1924 an seine Zuhörer hielt, — sie ist leider in einer Münchener Zeitung mehr begraben als aufbewahrt — sagt er das feine Wort, das für alle Schöpfungen Ludwigs gilt:

„Ich gestehe, daß ich bis auf den heutigen Tag die Ludwigstraße nicht betreten kann, ohne gestärkt und erhoben zu werden von der grandiosen Planung und dem Gedanken, der von einem Fürsten einmal gefaßt worden war, wodurch Maßstäbe von Größe in die Stadt hineingeworfen worden sind, die anderen Städten dauernd versagt bleiben müssen.“ —

Ein seltenes Zusammentreffen günstiger Umstände hat Ludwig damals in Rom auch den Mann finden lassen, der seinen Plänen und Wünschen nach malerischem Schmuck der Gebäude, die er entstehen ließ, eine nicht sobald erhoffte Erfüllung brachte. In den Freskogemälden des Düsseldorfer Malers Cornelius in der Casa Bartoldi trat ihm eine bis dahin nicht geschaute, neue deutsche Kunst entgegen, die sich hier in der Stille entwickelt und an den Großen der italienischen Kunst genährt hatte, und die, wie er fühlte, voll derselben künstlerischen Tiefe und Kraft war, wie die Werke jener bewunderten italienischen Meister. Es war eine folgenreiche Begegnung. Sofort stand es bei Ludwig fest, daß er dieser neuen deutschen Kunst in deutschen Landen eine Heimat geben müsse.

So kam Cornelius 1819 nach München; auch er war von Jugend auf ein deutscher Patriot wie Ludwig, auch er ergriffen von der Begeisterung des Befreiungskampfes, unter dessen Eindruck ihm ein großes Programm neuen künstlerischen Wollens, das er schon lange in sich trug, zu voller Reife gekommen war. Nach Deutschland zu den Fahnen zu eilen, war ihm verwehrt. So wollte er auf seinem eigensten Gebiete dem Vaterlande dienen, einen Befreiungskampf gegen die Fremdherrschaft in der Kunst führen. Befreiung der deutschen Kunst von dem in Deutschland bisher in ihr fast allein herrschenden, innerlich hohlen französischen und antikisierenden Kunstideal: das war die Losung. Die Kunst solle nicht mehr, so forderte er, dem üppigen Geschmack prachtliebender reicher Einzelner, Fürsten oder Privater, dienen, sondern der Nation. Das könne sie, meinte er, am besten, wenn sie von den Wänden der öffentlichen Gebäude und Hallen zu dem Volke spreche. Das verlange große Stoffe, wie sie Sage, Geschichte, Religion bieten, und nur solche, in denen „die ganze Welt enthalten“ sei: alles, was den Menschen ehre und erhebe, ihre Beziehungen zu Gott, ihre Taten, die Zeugnis



geben von der Liebe, der Hingebung zu Fürst und Vaterland, der tiefe Sinn der Sagen und Mythen. Indem die Kunst so von den höchsten Ideen erzähle, die das Menschenleben und den Menscheng Geist bewegen, solle sie die Nation belehren, erheben, veredeln, ihren Geist zum Höchsten lenken. Das werde ein Kunstwerk aber nur dann leisten, wenn es von dem ernstesten hohen Inhalt, von dem es erzählen solle, ganz erfüllt sei. Das aber könne nur dann sein, wenn dieser Inhalt in dem Künstler ganz lebendig geworden sei und in großen Kunstformen aus ihm spreche; Form und Inhalt müßten eins sein, sie dürften nur groß sein. „Kunst ist Dienst an der Nation“, sagte er einmal ganz prägnant.

So dachte Cornelius. Dies Reformprogramm war ganz auf dem wiedergeborenen Geist der Nation aufgebaut, mit dem sich Cornelius in Übereinstimmung wußte. Ludwig empfand damit ausgesprochen, was ihn selbst innerlich bewegte. Mit wahrhaft prophetischem Geist sang er, als er aus Italien nach München zurückgekehrt, von dem Baum der Kunst, den zu pflanzen er Cornelius berufen habe:

„Tiefe Wurzeln wird er schlagen  
in dem ganzen deutschen Vaterland,  
in der Zukunft Ferne wird er ragen,  
wenn des Staatsmanns Werk schon längst verschwand.“

Und dann begann jenes große Wirken, das bald dem bisher kaum gekannten und geistig stumpfen München, das der deutschen Kunst in kurzer Zeit zu einer europäischen Macht verhelfen sollte, — jene Wiedergeburt der monumentalen Malerei in Deutschland, die in großen, malerischen Epen voll Ernst, Tiefe und Männlichkeit die höchsten Gedanken der Menschheit behandelten und ungeheuer in ihre Zeit wirkten. „Es erschien nun deutsch, die größten und erhabensten Stoffe zu wählen, und schlicht und streng in der Form zu sein, aber ergreifend und reich im Gedankengehalt und der Komposition.“

Diese Entwicklung aber ermöglicht zu haben — unter großer persönlicher Sparsamkeit, die er sich auferlegte, um freigebig sein zu können für die Kunst, — das ist Ludwigs I. unsterbliches Verdienst um Deutschland. Mit zäher Beharrlichkeit, unbeirrt durch Unverständnis und Widerstand, den Hof, Adel und die Gebildeten ihm entgegensehten, verfolgte er seine Pläne, stets in den Werkstätten gegenwärtig, konferenzierend, treibend, lobend und tadelnd, temperamentvoll und zündend,



oft unruhig, oft ungeduldig, rasch aufwallend, rasch begütigt, aber Blick und Wille fest auf sein Ziel gerichtet: so wurde er zum nicht immer bequemen geistigen Mitarbeiter an den Werken, die auf seinen Befehl entstanden.

Damals war Wandel ein talentvoller, vielversprechender Schüler der Münchner Akademie, war Schüler Langers, ihres Direktors, des Vertreters eben der Kunstrichtung, der Cornelius den Kampf angesagt hatte, und befreundet mit jenem. Kaum hatte Cornelius zu schaffen begonnen, da schied sich die Künstler-schaft Münchens in zwei Parteien, die sich schroff gegenüberstanden: hier die ältere der Akademiker, erbittert auch über die starke Bevorzugung, welche die neue Schule beim Kronprinzen fand, dort die junge aufstrebende Schule des Cornelius. In dem Kampf der Kunstprinzipien hielt Wandel zu seinen Lehrern, schätzte das neue Kunstwollen gegen das alte ab und wollte nicht zugeben, daß es besser sein solle. Gegen den großen, machtvollen Zug dieser Kunst verschloß er sich, die Ausstellungen der Akademie an jenem machte er zu den seinen; sie treffen sicher gewichtige Punkte; aber er stellte sie mit der Ungerechtigkeit leidenschaftlicher Parteinahme in den Vordergrund: Mangelndes Naturstudium bei einseitiger Betonung des geistig-sittlichen Gehaltes der Kunstwerke, — eine Kunst, die national sein wolle und nicht an die altdeutsche Kunst anknüpfe, wie sie ihm selbst soeben in Nürnberg in ihrer Größe aufgegangen war, vielmehr in den Formen der großen Italiener spreche. — Es muß hier bemerkt werden, daß es auch Wandel noch nicht gelungen ist, eine nationale Kunst, wie er sie für notwendig erkannte, zu schaffen. — Aber auch Wandels Selbstständigkeitsgefühl rebelliert gegen einige bedenkliche Erscheinungen des neuen Kunstbetriebs, und dies ist das eigne, das er zu den prinzipiellen Gründen der Schule, die er annimmt, hinzubringt. Daß die neue Kunst durch ihre Geringschätzung intensiven Naturstudiums den Künstler verhindert, rasch in seiner Kunst selbständig zu werden, daß die Schüler des Cornelius nichts seien als Sklaven des Meisters, der ein großer Philosoph und echter Poet war, und endlich, daß des Königs fieberhafte Ungeduld dem Künstler keine Zeit ließ, einen künstlerischen Gedanken voll ausreifen zu lassen, — das schied ihn innerlich von dem Kunstbetrieb Ludwigs I. und seines Cornelius.

So konnte es dann zum Bruch kommen. Der König, der großen Anteil an ihm nahm und für den der Künstler unter anderem auch Büsten und Figuren für die



Walhalla arbeitete, wollte später, ohne nach seiner besonderen Künstlerpersönlichkeit zu fragen oder auf seinen ausdrücklichen Wunsch zu achten, „seinen besten Büsten- und Steinbildhauer“, wie er Wandel nannte, immer wieder als besseren Steinmetz zur Ausführung der Modelle anderer benutzen; da bricht Wandel mit der Schroffheit und dem stolzen Selbstgefühl, das ihm eigen war, alle Brücken hinter sich ab und verläßt München.

Es ist noch ein letztes, das hinter allen Motiven, die seine Stellungnahme gegen den König und seine Kunstbestrebungen bestimmten, steht, ein Gewichtiges, das aus seinem Tiefsten kam. Seit seinem 19. Lebensjahre bewegt ihn der Gedanke, dem deutschen Volke ein Hermanns-Denkmal zu schaffen. Dies empfindet er als eine Aufgabe, die ihm gestellt ist im Leben. Er spricht das 1838 selbst aus. Dieses Muß quillt aus den innersten Urgründen seines Erlebens, kommt gleichsam triebhaft aus seiner unbegrenzten Liebe für das deutsche Vaterland, für das er bekennt, jeden Augenblick sein Leben opfern zu wollen, es steht gebietend über ihm, ruht wohl manchmal scheinbar, kommt dann aber mit um so größerer Kraft wieder über ihn, läßt ihm keine Ruhe, beherrscht schließlich ganz das Leben des Mannes und Greises. Und dieses stille Gefühl, diese stille Zuversicht, die in ihm lebt, daß er etwas zu geben hat, das ihm gehört und was er gestalten kann, — es ist, als ob es im letzten Grunde dies sei, was ihn mit so instinktiver Sicherheit seinen Weg finden läßt, ohne nach rechts und links zu sehen.

Beide, Ludwig I. von Bayern und Ernst von Wandel, haben seit ihrer Jugend das Bewußtsein einer großen Aufgabe in sich getragen, die aus edelster Begeisterung geboren war, für die sie alles daransetzten und opferten; der Bayernkönig mit reichen Mitteln, der einfache Künstler allein mit seinem Können, bereit, alle seine Kraft der Aufgabe zu schenken. Bei beiden entstand fast im gleichen Alter der Gedanke, der Nation ein Ehrenmal zu errichten: Ludwig von Bayern seine Walhalla, Ernst von Wandel sein Hermannsdenkmal, auch er ein Mann, der in diesem Werke sich zu der Auffassung seiner Kunst als eines „Dienstes an der Nation“ bekannte.

Es ist ein erhebender Anblick und hat etwas von antiker Größe, wie in edlem Wettstreit all diese Männer in diesen Jahrzehnten alle Gaben, die sie besitzen, selbstlos und unter großen persönlichen Opfern in den Dienst des Vaterlandes



stellen, um die großen Ideen des Freiheitskrieges, aller politischen Trübsal zum Trost, dem Volke zu erhalten und immer wieder zu beleben.

Anders als die Walhalla, bei der es ihm nicht gefiel, daß sie in der Form eines griechischen Tempels deutsche Größe verehren wollte, sollte das Hermannsdenkmal als ein großes, im Sinne einer deutschen Kunst, wie er sie sich vorstellte, einheitlich deutsch gedachtes Werk sich erheben. Er hatte sich 1833 das Arminmodell Schadows angesehen, hatte durch Veröffentlichung seines eigenen Modells eine Diskussion anzuregen versucht, um zu vergleichen, seine Gedanken zu entwickeln und zu reifen. Doch alle Einwendungen: Schadows Idee, Schinkels und Nauchs Lösungen, mußte er ablehnen, sie konnten ihn in seinen Plänen nicht fördern. Allem Anschein nach schon 1839, als er mit dem Denkmalsbau auf dem Teutberg begann, schwebte ihm sein Projekt in einem Umfange vor, von dem er zunächst schwieg, um das Publikum durch die Größe des Gedankens nicht abzuschrecken, auf das aber die Stellung des Denkmals auf seinen Platz offenbar Rücksicht nimmt. Seine Angehörigen und, wie es scheint, sein Freund Hans Ferdinand Maßmann wußten davon: „ursprünglich sollte vom Tale aus eine Riesentreppe zum Denkmal hinaufführen. Die Treppenwangen sollten mit Reliefs aus der altgermanischen Geschichte (vielleicht aus den Römekämpfen und der Völkerwanderung) geziert werden, und oben sollte eine Halle mit weiteren geschichtlichen Darstellungen, wohl aus der deutschen Kaisergeschichte, das Denkmal im Halbkreis umgeben.“ Die Figur Hermanns aber sollte sich auf einem Unterbau erheben, der die Form eines Tempels erhielt. Dieser sollte deutsche Stilformen zeigen, denn es sollte ein deutsches Werk erstehen; doch ließ er keinen bestimmten Baustil vorherrschen; der Bau sollte als Masse ruhig und einfach wirken, in freier Phantasie etwas geben, was den Anfängen eines deutschen Baustils entsprechen konnte; so mischte er romanische und gotische Anklänge. Das ganze des Denkmals aber war komponiert mit einer feinen Rücksichtnahme auf die Linien des Berges, damit es sich harmonisch mit ihnen verbinde und von ihnen gehoben werde.

---

Als Vandel 1833 mit König Ludwig brach, bestimmte der Wunsch, dem Schauplatz seines Denkmals nahe zu kommen, die Wahl des Ortes seiner Niederlassung: er ging nach Norddeutschland und wendete sich zuerst nach Berlin, wo





Ernst von Bandel, der Erbauer des Hermannsdenkmals

\* am 17. Mai 1800 † am 25. September 1876

Nach einer Zeichnung von G. Engelbach







Schadow, Rauch, Schinkel arbeiteten. Ein guter Ruf war ihm dorthin schon vorausgegangen; die Zeitungen meldeten seine Ankunft. Dort traf ihn 1834 die ehrenvolle Aufforderung, nach Hannover zu kommen.

Ludwigs I. Hoffnung, durch sein Beispiel dem deutschen Kunstleben einen kräftigen Anstoß zu geben, erfüllte sich. Ein allgemeiner Wettstreit entstand, es ihm nachzutun. Auch in Hannover regte es sich. Dort hatte unter König Wilhelms IV. Fürsorge eine Architekturblüte nach Münchener Muster eingesetzt; Laves, Andreae und Hase sind die Hauptnamen; wenig Leben herrschte auf dem Gebiete der Malerei, keines auf dem der Bildhauerei. Diese Lücke sollte Wandel füllen. So dem Schauplatz des Hermannsdenkmals noch näher zu sein, lockte ihn ganz besonders. Als sich nach einem vielversprechenden Beginn weite Aussichten für ein reiches Kunstschaffen und auf großartige Bestellungen des Königs, der ihn offensichtlich begünstigte, eröffneten, starb dieser Fürst 1837 plötzlich. Nachfolger wurde jener der Kunst und der Wissenschaft gleichermaßen feindliche König Ernst August, der seine Regierung mit einem Verfassungskonflikt und der Vertreibung der charakterfesten Göttinger sieben Professoren begann.

In einem Gespräche mit interessierten Professoren in Göttingen im Jahre 1835 war Wandel sein Hermannsprojekt wieder so lebendig geworden, daß der Drang, es endlich auszuführen, jetzt mit der Kraft eines lang zurückgehaltenen Lebenswunsches über ihn kam. Unverzüglich wanderte er von Göttingen über die Weserberge nach Detmold, erstieg den Teutberg, und kaum auf dessen höchstem Punkte, der Grotenburg, angelangt, stand es in ihm fest: „Hier werde ich mein Denkmal errichten.“ Mit Feuereifer ging er ans Werk. Ein neues Modell entstand. — Im Eingang ist erzählt, mit welcher Hartnäckigkeit der von seiner Lebensaufgabe jäh erfaßte Künstler dem König die Einwilligung abgerungen hat, durch öffentliche Ausstellung des Modells das allgemeine Interesse für seine Pläne zu wecken. Auch die Feder ergriff er, für sein Denkmal zu wirken; Freunde traten ihm dabei zur Seite, Denkmalsvereine entstanden und sammelten Beiträge für das Werk, zuerst in München, auch in Hannover, der wichtigste in Detmold, überall. Volk und Fürsten, als erster Ludwig I. von Bayern, spendeten reichlich. Überraschend verständnisvoll zeigte sich der Fürst von Lippe, der die Erlaubnis zur Errichtung des Denkmals auf dem Teutberg gab, Wandel seiner Beihilfe in jeder Hinsicht versicherte. 1839 konnten die Arbeiten für das Denkmal auf dem Berg begonnen



werden und schritten rüstig fort. Endlich 1841 konnte der Künstler das Fest der Grundsteinlegung feiern.

Vandels Freund, Hans Ferdinand Maschmann, Professor der deutschen Literatur an der Universität München, Jahnschüler und Begründer des Turnwesens in Bayern, der am feurigsten 1839 für den Denkmalsplan gewirkt und gestritten hatte, hatte an dem Tage nicht selbst erscheinen können, aber einen ihm befreundeten jungen Maler, Georg Engelbach, beauftragt, ihn bei der Feier zu vertreten. Als die Beutestücke vom Schlachtfelde von Waterloo mit ihrem Donner den Gesang des Arndtliedes „Was ist des Deutschen Vaterland?“ begleiteten, erstieg jener die letzten Höhen des Berges und brachte Vandel Maschmanns Grüße und Wünsche.

Am darauffolgenden Tage, den 9. September, entstand eine Bildniszeichnung, zu der Vandel Engelbach saß. Sie wurde später einer Lithographie zugrunde gelegt. Doch wird die Originalzeichnung vielleicht Interesse finden, da sie bei der Übertragung auf den Stein an Feinheit und Frische des Ausdrucks verloren hat. Die Zeichnung wird hier zum ersten Male veröffentlicht. Die Unterschrift stammt von Vandels eigener Hand.

---

Als Friedrich Ludwig Jahn 1813 von Breslau über Berlin zum Heere reiste, sprach er zu den noch nicht wehrbaren Berliner Turnern das Abschiedswort: „Der höchste Mut bleibt allemal, sich über augenblickliches Mißlingen der besten Sache zu ermutigen und zu erheben. Deutschland wird einig und frei werden; selbst wenn es auch diesmal noch nicht glückt, so wird es dereinst gelingen, wenn Ihr Männer seid. Und wenn auch dann noch nicht, so vertraut einer späteren Zeit, wie wir jetzt Euch.“ Die damals diese Worte hörten, alle Patrioten, sollten, wie die politische Entwicklung in unserem Vaterlande verlief, diese Tugend bewahren: die Tugend höchsten Mutes, der nie verzagt, und den unbeirrbaren Glauben, dem das Wort zum Wahlspruch wird: „Gott verläßt keinen Deutschen!“ — wie Jahn dies allen denen, die ihn verehrten, vorgelebt hat.

Einer von denen, die dieses Jahnwort damals hörten, war Hans Ferdinand Maschmann, einer der ältesten und vertrautesten Schüler Jahns; der schloß es in sein Herz und bekannte sich dazu in frohem Kampfe für seine Ideale ein Leben



lang. Auch die politischen Verfolgungen, die er als einer der Hauptteilnehmer am Wartburgfest seit 1819 auszuhalten hatte, hatten ihn nicht beirren können; sie hatten ihn in seiner Vaterlandsliebe nur noch fester gemacht und 1819 in schmerzvollster Stunde sein Empfinden in jenem ergreifenden Bekenntnis: „Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand“ („Weihe“) ausströmen lassen, das seitdem klingt, demütig und stark, voll tiefsten Erlebens und darum echt, heute wie damals frisch und neu wie ein Volkslied. Wandel und Maschmann waren enge Freunde geworden, seitdem sie sich 1828 in München in Künstlerkreisen kennen gelernt. Beide fanden sich in ihrem tiefen deutschen Empfinden. Und als dann 1829 auch Maschmann heiratete, — Wandel war seit 1827 verheiratet — verband die beiden Familien gegenseitiges Verstehen in den tiefsten Fragen, die ihrem Leben Sinn und Inhalt gaben, zu einer Freundschaft, die ein Leben dauerte. Wandel erfreute die Freunde mit Proben seiner Kunst: der Büste von Frau Maschmann und einem Reliefbild ihrer Schwester (Aus Briefen von Frau Maschmann). Als dann Wandel Maschmann in sein Hermannsdenkmalprojekt einweihte, ergriff dieser die Idee mit Feuereifer und förderte sie durch sein Interesse und später durch die Tat.

Die Entstehungsgeschichte des Denkmals ist die Geschichte des deutschen Freiheitsgedankens. Sie wurde es, weil nicht ein Fürst es errichtete, der mit reichen Mitteln rasches Vollbringen erzwingen konnte, wie Ludwig I. es tat, sondern weil ein schlichter Künstler es schuf, der nichts besaß, als die Kraft seines Willens und Könnens und die Begeisterung eines für das Vaterland glühenden Herzens, der das Volk aufrief zur Mitarbeit an seinem Werk durch Geldopfer, — der dafür diesem die ganze künstlerische Arbeit an dem Denkmal zu schenken, seine Lebenskraft und Existenz zu opfern bereit war. In diesem selbstlosen Entschluß bewährte sich der Mann der großen Zeit von 1813, der er war, wie sein Freund Maschmann: für seine Ideale jedes Opfer bringend, bedürfnislos, einfach und gestählt.

Und wie sein Leben bestimmt war durch die Gesinnung derer, die in den Jahren des Befreiungskrieges heranreiften, so war auch sein Lebenswerk, das Hermannsdenkmal, konzipiert aus dem Geist und der Gesinnung jener Zeit. Es reiht sich als selbstständiges Glied ein in die Reihe der großen deutschen Ehrenmale, welche das vaterländische, deutsche Fühlen des Bayernkönigs ins Leben rief. Damals erstand



(1832–42) der Ehrentempel der Walhalla, der hoch vom Ufer der Donau herab von deutschem Ruhm und deutscher Ehre künden sollte; es entstand die Befreiungshalle bei Kehlheim, die noch heute dem Volke mahnend die Worte zuruft, mit denen bei der Grundsteinlegung 1842 der königliche Stifter die Lehren des Befreiungskrieges einprägte: „Vergessen wir nie, was dem Befreiungskampfe vorhergegangen, was in die Lage uns gebracht, daß er notwendig geworden, und was uns den Sieg verschafft. Vergessen wir nie, ehren wir stets seine Helden. Sinken wir nie zurück in der Zerrissenheit Verderben. Das vereinigte Deutschland wird nicht überwunden!“ In diese Reihe gehört dann auch die vom König veranlaßte, oder doch unterstützte Arbeit an der Erneuerung und Vollenbung der großen Dome von Bamberg, Regensburg, Speyer, Köln, die nach langem Verfall neu erstehen sollten als weithin ragende Male deutscher Frömmigkeit und alter deutscher Kunstblüte. Alle diese Werke wurden frisch gefördert und in nicht langer Zeit vollendet.

Anders das Hermannsdenkmal. Sein Werden, als die Ausführung erst begonnen, war ganz bestimmt von dem politischen Interesse des Volkes, an das sich Baudel für sein Werk gewandt hatte. 37 Jahre der Lebenszeit Baudels füllt die Arbeit an dem Denkmal. Konzipiert wurde es von dem Neunzehnjährigen in der Zeit der beginnenden Reaktion, welche die großen Gedanken von 1813 und die Wünsche des Volkes nach einem einigen deutschen Reiche immer heftiger verfolgte und von „der höchst gefährlichen Lehre von der Einheit Deutschlands“, die Jahn gebracht habe, in offiziellen Dokumenten sprach<sup>1)</sup>. 1825, in der Zeit der schlimmsten Reaktion, in dem Bayern Ludwigs I., das in der ersten Regierungszeit des Königs nahezu eine Dase freiheitlicher, verfassungsmäßiger Zustände darstellt, wird der erste Entwurf der Hermannsfigur ausgeführt, 1838 der zweite;

<sup>1)</sup> Wie selbst das Wort „deutsch“ damals verpönt war und den unbarmherzigen Streichen des Zensors erlag, hat Houben 1924 in seinem Buche über das Wüten der damaligen Zensur auf literarischem Gebiete ausführlich berichtet. Dahin gehört auch ein kleiner Beitrag, den ich aus Maximanns Erzählung hier nachtragen kann: „Im Jahre 1825 vom Paß Lueg nach Salzburg hineinwandernd, fand ich unweit der Stadt, vom Wege ab eine aufgemauerte Standsäule mit Heiligenhäuschen, an dessen weiß angestrichener vorderer Nischenwand mit schwarzer deutscher Schrift großmächtig angeschrieben stand: „Denkmal deutschen Dankes für Deutschlands Auferstehung in den Jahren 1813–1814.“ Bei Salzburg! Ich sprach dies, nach München heimgekommen, in einem dortigen Blatte („Inland“) aus; als ich später wieder nach Salzburg kam, war die Inschrift übertüncht; die Standsäule stand noch.“



1839 begann Wandel die Ausführung des Denkmalbaues auf dem Teutberge bei Detmold, in einer Zeit, als ein weltbürgerlich gerichteter Liberalismus, der sich nicht scheute, mit dem alten Feinde von 1813 zu liebäugeln, den Einheitsgedanken in den Hintergrund drängte. Ein Protest gegen diesen Zeitgeist sollte das Denkmal sein, — wie einst das Wartburgfest, das ja die Verwirklichung eines Gedankens seines Freundes Maschmann war<sup>1)</sup>; es drängte Wandel, vor dem ganzen Volke den großen Gedanken der Befreiung Deutschlands unter Arminius durch ein monumentales Kunstwerk als Symbol deutscher Kraft und Einigkeit auszusprechen und damit den Einheitsgedanken zu betonen und zu wecken. Freund Maschmann stand ihm dabei zur Seite, trat mit der Feder und dem lebendigen Worte für das Werk ein.

Der ganze Kleinmut, die ganze Verschwommenheit, Zerrissenheit und geistige Enge dieser Zeit taucht bedrückend vor dem Blick auf, wenn man sieht, mit welchen Gründen gegen Wandels Denkmal, für das er sich in einem „Aufruf“ an das Volk gewandt hatte, öffentlich gekämpft wurde. Da waren die, welche von einem großen deutschen Vaterlande nichts wissen wollten, die einen, weil sie nur ihr engeres Vaterländchen als solches anerkannten, die anderen, weil ihnen in „herzblutverwässernder, allvolklicher Verschwommenheit“ (Worte Maschmanns) nur Welt und Menschheit als Vaterland galt, — dann wieder die, welche vaterländische Begeisterung eine Narrheit schalten, — andere, welche darüber spotteten, daß man im Zeitalter der völkerverbindenden Eisenbahn noch nach deutschem Volkstum fragen könne, und die nur in anderer Völker Geschichte und Ländern zu forschen für wert hielten; man schalt die Sammlung eine verwerfliche antike Neuerung, oder fand es unrecht, daß auf diese Weise „das gute blanke Geld“ aus dem Lande gehe für eine Sache, welche dieses gar nichts angehe, oder beklagte es, daß damit eine indirekte Besteuerung in so schwerer Zeit dem Volke auferlegt werde, — dann wieder nannte man es gottlos, für weltliche Werke Gaben zu sammeln und sie der heiligen Grabeskirche zu entziehen, oder meinte, man stehle so den Armen bei dem herrschenden Elend das Geld und dies nur für ein totes Denkmal; und die Berliner schwachten zuerst rat- und tatlos und rümpften die

<sup>1)</sup> In ähnlichem Sinne sagte Cornelius, der mit Maschmann befreundet war, von dem Dürerfeste in Nürnberg: „Das ist mein Wartburgfest“. (E. Förster, Gedenkbuch.)



Nase. Immer neue Gründe wurden gegen das Denkmal gefunden. (Vgl. Maßmanns „Arminslieder“ 1839.)

Gegen all das galt es zu kämpfen und den großen nationalen Gedanken immer wieder zu verteidigen und einzuschärfen. Mit heißer Eindringlichkeit rief Maßmann den Kleinherzigen warnend entgegen:

„Und kannst du leben ohne Liebe,

Und brauchst kein Vaterland du für dein Herz?“

Daß aber im Zusammenhang mit einer Sammlung für einen Patrioten wie Jahn, dem damals ein Brand Haus und Habe zerstört hatte, gegen das Denkmal gesprochen werden konnte mit dem Hinweis: nur die Lebenden lebten und hätten ein Recht auf Anteilnahme der Allgemeinheit, das erschien ihm das Unverständlichste: „Sagen, daß nur die Lebenden leben, scheint mir ein Irrtum; Volk und Vaterland leben allzeitig und ewig, auch die fernste Erinnerung, zumal die schönste, lebt immer fort, und was zu ihrer Lebendigmachung mitwirkt, kommt auch den Lebenden zugute; es gilt ja doch vor allem das geistige Leben“, bemerkt er damals (Brief von Anfang April 1839). Und er erzählte dem Volke in einem größeren Werke („Armin, der Cheruskerfürst und Befreier Deutschlands“ etc. Lemgo 1839) von Armins Tat und legte deren Bedeutung für Deutschlands weitere Entwicklung dar.

Allüberall verstand das Volk, was Bandel wollte, und beteiligte sich an diesem Protest durch seine Gaben. „Die Ahnung von dem, was not tat, war es, welche so schnell allüberall die deutschen Völker zur Verkörperung meiner Idee drängte,“ schrieb er. Das ganze deutsche Volk einte sich damals mit seinen Fürsten zu dieser nationalen Tat und faßte Bандels Werk als eine Nationalsache auf. Es war das erste Denkmal, das von dem ganzen Volke errichtet wurde. Als dann 1840 der drohende Krieg mit Frankreich alle deutschen Stämme zwang, sich zur Abwehr der Gefahr zusammenzuschließen, da flammte mit dem Einheitsgedanken das Interesse für das Denkmal und ein Opfer dafür mächtig auf. In dieser Stimmung wurde am Jahrestag der Schlacht im Teutoburger Walde 1841 die Grundsteinlegung festlich begangen, erklang die Arndtsche Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ machtvoll und Erfüllung heischend vom Berg ins Tal. Um einer möglichen Störung der Feier vorzubeugen, hatten die Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und Ludwig I. von Bayern, die dem Denkmalunter-



nehmen gewogen waren, die politische Ungefährlichkeit der Festversammlung garantiert.

1846 war der letzte Stein in die Kuppel des Unterbaues eingelassen worden, die Ausarbeitung der Arminifigur sollte nun beginnen, — da änderten sich die politischen Zeitumstände; das Hungerjahr 1847, die politischen Kämpfe 1848 mit ihren Erwartungen und Enttäuschungen, 1850 das endgültige Scheitern der Hoffnung auf eine Einigung des Reiches — all diese Kämpfe und Aufregungen entzogen dem stillen Werke des Künstlers das Interesse, kleine und große Hemmungen bei der Denkmalsarbeit selbst traten dazu, die zusammen mit den großen politischen Enttäuschungen der Jahre 1849–50 Vandel namenlos schmerzten und in seinem Schaffen lähmten. Wieder fraß eine Zeit trauriger Reaktion am Marke des Volkes und zerstörte beste Kräfte, wieder dumpfe Mutlosigkeit überall, wieder ein ängstliches Liebäugeln mit dem westlichen Nachbar. Vandel wünschte 1852 die Arbeiten am Denkmal wieder aufzunehmen und erbat dafür Unterstützung bei dem damaligen hannoverschen Minister von Malortie; doch dieser wehrte erschrocken ab: „Das scheint mir doch bedenklich; denn ich fürchte, der französische Gesandte könnte das als eine Demonstration ansehen.“ Vandel empfahl sich kurz. Ganz aussichtslos erschien nun ein weiteres Arbeiten. Auch der Detmolder Denkmalsverein rührte sich nicht. Einer Ruine gleich stand der Bau auf der Grotenburg, die Werkstätten dort oben verfielen.

Vandel hatte in dieser Zeit schwer zu kämpfen. Als das Interesse an seinem Werk aufhörte, war auch sein Vermögen verbraucht. Er kostete es aus, was es bedeutet, mit einer großen Idee allein dazustehen und nur vom Glauben an seine Ideale und an den Sieg der guten Sache zu leben. Doch „Vorwärts“ war sein Lieblingswort; ungebeugt nahm er den Kampf mit dem Leben auf. „Gott verläßt keinen Deutschen!“ hatte Jahn einst der Jugend zugerufen, zu diesem Glauben bekannte sich Maschmann, er verließ auch Vandel nicht. Nicht mehr konnte er jetzt, wie 1838 und 1843, sich einen Urlaub geben und in Italien, in Carrara, neue Anregungen für seine Kunst holen und sich künstlerisch ausleben. Da er 1846 für die Herstellung des Standbildes nicht mehr an Detmold gefesselt war, wählte er sich einen anderen Platz für sein weiteres Arbeiten. Er erwog eine Niederlassung in Berlin und weilte zu diesem Zwecke in der Karwoche dieses Jahres dort als Gast Maschmanns (Brief von Frau Maschmann). Dann entschied er sich





aber für Hannover, richtete sich dort eine Werkstatt ein und arbeitete nun unverdrossen an den Werkmodellen für seine Arminfigur, kleinere Skulpturen mannigfacher Art, ja, wenn die Not zwang, tapfer und resolut für die einfachen Bedürfnisse der Alltagsarchitektur.

An seinem Denkmal hatte Vandel bisher schon die mannigfaltigsten Fähigkeiten in sich entwickelt: er war Baumeister, Ingenieur, Zimmermeister, technischer und sozialer Erzieher seiner Arbeiterschar für alle nötigen Arbeiten geworden; jetzt wurde er Kupferschmied und lernte rasch die Handgriffe dieses schweren Handwerks mit Meisterschaft handhaben, — mit 63 Jahren! Denn keiner leistete ihm, was ihn befriedigte; so griff er selbst zu. Und es gelang.

Anfang der sechziger Jahre belebte sich der nationale Gedanke wieder. Das Wirken Bismarcks begann. Da suchte Vandel in einer Schrift „Arminsäule“ (Hannover 1862) von neuem das Interesse Deutschlands für sein Symbol deutschen Einigungstrebens im Teutoburger Wald zu wecken. Zugleich erging von den Patrioten in Hannover ein Aufruf an das deutsche Volk um Hilfe für die Vollendung des Armindenkmals; die Worte hallten weithin; in erneuter Begeisterung erwachte neue Opferwilligkeit bei Fürst und Volk. Eine große Spende des Königs von Preußen ermöglichte es Vandel, nach seinen Angaben eine neue Werkstatt in der Fabrikstraße in Hannover entstehen zu lassen und 1863 mit der Ausführung der Figur in Kupfer zu beginnen.

Das Interesse für sein Denkmal wurde immer allgemeiner, zumal seit Könige seine Werkstatt besuchten; 1865 Georg V. von Hannover, 1869 Wilhelm I. von Preußen; sie ließen sich seine Arbeiten zeigen, freuten sich an dem Meister und seinem Werk und spendeten namhafte Beiträge. Als die Spenden nach den Kriegsjahren 1864 und 1866 wieder anfangen, sehr spärlich zu werden und der Meister ganz mutlos wurde, da kam ihm plötzlich der Gedanke, sich an die Schüler der Volks- und höheren Schulen zu wenden. Und Deutschlands Jugend allein, dieselbe, welche dann 1870 die Einheit des Reiches auf dem Schlachtfeld erkämpfen half, hat durch ihre Sammlungen die Vollendung des Nationaldenkmals ermöglicht. Die Aufstellung der fertiggestellten Figur 1874 und 1875 wurde durch eine Reichsspende, die Reichstag und Kanzler bewilligten, bestritten; und die letzte Summe, die dafür nötig wurde, spendete abermals Kaiser Wilhelm I. aus seinem Dispositionsfonds.



Am 16. August 1875 endlich fallen die Hüllen des Denkmals unter großen Feierlichkeiten und der Teilnahme von ganz Deutschland, auch der Deutschen der wiedergewonnenen Provinzen, und des Auslandsdeutschtums; und der erste Kaiser der neu geeinten Nation, der die Einheit in ruhmvoller Schlacht erstritten hatte, erschien selbst bei der Feier, um den greisen Meister zu ehren, der ein Leben lang für den Gedanken der Einheit des Reiches mit Wort und Tat gekämpft hatte.

So war das Denkmal, das einst, da es erfunden wurde, das deutsche Volk mahnen sollte, seine Einheit zu erringen, und das, weil das Volk es setzte, den Einheitsgedanken durch alle Höhen und Tiefen seiner schwankenden Entwicklung begleitet hatte, jetzt, da es vollendet war, zu einem Denkmal der Erinnerung und des Ruhmes geworden.

## II.

### Vandels Siegesdenkmals- und Niederwalddenkmalsplan.

Vandels Leben ist rastlose Arbeit. „Mein Arbeitskittel ist mein liebstes Kleid, meine Werkstätte ist mein Palast“, charakterisiert er sich einmal selbst. Das Jahr 1870, das die Erfüllung seines tiefsten Sehnsens brachte, erfüllte ihn mit jugendlichem Jubel. Da wundert es uns nicht, daß der unermüdliche Meister sich an der Konkurrenz für ein Siegesdenkmal, das 1871 ausgeschrieben wurde, mit einem Entwurf beteiligte. Er dachte es sich als „einen zwölfeckigen Kuppelbau mit einem Umgang, unten in romanischen, oben in gotischen Formen. In der Mitte des 90 Fuß hohen Baues sollte eine prächtige Germania thronen.“ Diese leider etwas allgemeine Schilderung entnehme ich dem Biographen (Schmidt, S. 187); den Plan selbst habe ich nicht gesehen. Dem Entwurf war die Ausführung versagt.

1872 wurde dann die Konkurrenz für ein Denkmal auf dem Niederwald ausgeschrieben. Daß Vandel an ihr sich beteiligt hat, muß man ohne weiteres annehmen. Sein Biograph erwähnt nichts davon, in dem Nachlaß scheint eine sichere Spur zu fehlen. Und doch sind wir nicht auf bloße Vermutung angewiesen. Ich besitze einen bisher unbekannten Brief Vandels an den Berliner Maler Engelbach, der darüber Licht verbreitet. Der Empfänger ist derselbe, der 1841 bei der Grundsteinlegung in Detmold, wie oben erzählt, Vandel zeichnete<sup>1)</sup>. Er

<sup>1)</sup> Er ist auch der Schöpfer des besten Jahnbildnisses, das 1846 bei einem Besuche bei Jahn in Freiburg a. U. entstand; die ausgezeichnete Originalzeichnung des letzteren, welche



war ein Freund und Schwager Maßmanns. Auch zwischen ihm und Wandel entwickelte sich ein aufrichtiges Freundschaftsverhältnis. Dieser Brief berichtet von der Anfertigung einer Bewerbungsarbeit für die Niederwalddenkmaliskonkurrenz in einer Pause, die in der Arbeit an der Arminifigur entstanden war. Der Brief lautet folgendermaßen:

Hannover, den 29. August 1872.

Mein lieber Freund Engelbach!

Vor drei Tagen ward ich durch einen Besucher an das Siegesdenkmal, das auf den Bergen bey Rüdesheim errichtet werden soll, erinnert, — ich hatte darauf über meinen schweren Arbeiten ganz vergessen — und zugleich kam mir ein Gedanke dafür, den ich sogleich aufs Papier brachte; ich habe ihn nun so durchgearbeitet, daß ich ihn in der angefangenen Größe von fast einem Meter vollenden werde; diese Zeichnung möchte ich mit zu der Menge von Planen, die für das Denkmal eingeschickt werden, beifügen. Heute erfuhr ich nun erst, daß schon am 1. September, also in drei Tagen, die Entwürfe in Berlin sein müssen; ich habe aber noch gut bis Sonntag an meiner Zeichnung zu arbeiten, und weiß nicht, ob eine Nachlieferung angenommen wird, ja ich weiß nicht einmal, wohin ich die Zeichnung zu schicken habe.

Nun gehts Bitten los!

Können Sie mir die Adresse verschaffen, wohin ichs schicken muß, oder, was mir gar sehr lieb wäre, könnten Sie nicht der Übergeber sein? Und endlich, wäre es nötig, eine Erlaubnis für eine Nachlieferung von ein oder zwei Tagen zu verlangen?

Es darf nicht bekannt werden, daß die Zeichnung von mir ist, — sollten Hannoveraner zur Ausstellung der Zeichnungen nach Berlin kommen, die würden meine Art zu zeichnen erkennen, ein Einschicken von Berlin selbst würde sie aber irre führen.

Mein Entwurf ist ein deutscher Bau mit Figuren.

Die Armindenkmalarbeit geht mühevoll einen sicheren Gang vorwärts, in wenig Tagen ist das Eisengerüst zusammengestellt, dann kommt die Kupfer-

---

die später danach gefertigte Lithographie an Zartheit und Feinheit weit hinter sich läßt. wurde nach Engelbachs Tod als sein Vermächtnis von der Familie der Turnlehrerbildungsanstalt in Berlin übergeben.











arbeit wieder so in Zug, daß ich keinen Tag frei haben werde. Wenn alle Arbeiten ohne Aufenthalt vorwärts gehen, kann ich bis übers Jahr auf Vollendung meines Werks hoffen.

Meiner lieben Frau Nachrichten über Ihr Leben haben mich sehr erfreut, möge es Ihnen immer gut gehen! Unsere herzlichsten Grüße Ihnen und Ihrer lieben Frau

Ihr

alter treuer Freund

E. v. Bandel.

Wie geht es Maßmann? Man hört ja gar nichts mehr von ihm.

In meinem der Zeichnung beigelegten Schreiben werde ich meinen Namen nicht nennen, sondern bitten dieselbe nach Gebrauch Ihnen zuzustellen, mein Sohn Adolf kann sie mir sodann wieder schicken.

Wegen weniger Aufenthalt schicke ich die Zeichnung direkt an den Denkmalsverein.

Das Ding ist so geformt (vergleich nebenstehende Wiedergabe der Brieffseite)  
Kaiserkrone

12 Figuren mit den Schildern der deutschen Stämme, die den Sieg errungen, sie stehen nun als Wächter des Siegespreises.

Im Bau eine runde mit Säulen getragene Halle, in der die kaiserliche Germania mit Schwert und Dlzweig.

Das Ganze 160 F. hoch, Figuren 12 F. Der Bau kräftig und reich. Die Figuren auf einem Kettensockel, unter dem ein Eichenlaubgesimse. Die Kaiserkrone auf einem Eichenkranz. Die Pyramide reich durchbrochen und geziert.

E. v. B.

- 1 Bayern
- 2 Württemberg
- 3 Baden
- 4 Hessen
- 5 Preußen
- 6 Oldenburg

- 1 Bayern
- 2 Franken
- 3 Schwaben
- 4 Alemannen
- 5 Hessen
- 6 Rheinland



7 Braunschweig	7 Westfalen
8 Mecklenburg	8 Friesen
9 Sachsen	9 Sachsen
10 Weimar	10 Thüringer
11 Thüringen etc.	11 Preußen
12 Freie Städte	12 Holsten

Alle Phasen des Werdens des Reiches hat Wandel mit seiner Kunst begleitet: des Volkes Sehnsucht nach dem einigen freien Reich im Symbol der Figur Armins des Befreies, — den Sieg, der dieses Reich schuf, im Bilde der Germania, die jetzt nach langem Harren in ihrem Hause wohnen kann. Und nun sein Niederwalddenkmal: Ein dreiteiliger Pyramidenbau, der oben die Kaiserkrone trägt, die erworben ist durch aller deutschen Stämme Kampfesmühe, durch ihr Schild und Schwert für alle Zukunft geschützt und bewacht, und in diesem Schutze Germania wohnend, mit dem Symbol des Friedens, unter dem das geeinte Reich blühen und erstarken soll, und des Schwertes, das jeden scheuchen wird, der diesen Frieden, dieses Blühen stören will: das ist die schlichte Idee dieses Denkmals.

Es ist kein dynastisches Denkmal; es fehlt ihm auch jeder partikularistische Zug. „Ich bin weder Bayer noch Hannoveraner, ich will ganz Deutschland angehören“, schreibt er einmal. Dieser Standpunkt spricht sich auch in dem Denkmal aus. Die Kaiserkrone ist der Siegespreis, den das Volk in seiner Gesamtheit gewonnen hat; der sie trägt, ist der Herzog aller Stämme Deutschlands, die um ihn sich scharen und die Krone schützen. Kein deutscher Stamm ist in den Vordergrund gestellt. Der Künstler will ihre Schilde entweder nach Landschaften anordnen: Süddeutschland unter Führung Bayerns, Norddeutschland unter der Preußens, Mitteldeutschland mit Weimar an der Spitze, zuletzt die freien Reichsstädte, oder auch nach Stämmen von Süden nach Norden fortschreitend.

Das Denkmal ist kein Trugbild, es ist eine Konstatierung, es will ein Meilenstein deutscher Geschichte sein; es betont stark den Gedanken der Einigung; es will sagen: „Das ist jetzt da, das langersehnte Ziel ist erreicht, und Deutschlands Stämme werden es zu wahren wissen.“



Der schöne sinnvolle Plan ist ganz gedacht und empfunden aus der Gesinnung von 1813 heraus. Auch er hat leider keine Ausführung gefunden.

### III.

#### Letzte Pläne.

Hans Ferdinand Masfmann hatte die Enthüllung des Arminidenkmals, für das er einst mitgewirkt und gestritten, nicht mehr erleben sollen. Am 3. August 1875 war er heimgegangen. Die Treue hat Wandel ihm über das Grab hinaus gehalten.

Kaum war die Denkmalsarbeit beendet, da drängt es den Lastlosen zu neuem Schaffen. „Was soll ich nun beginnen?“ fragte er. „Gottlob, ich fühle mich für weiteres Wirken wieder kräftig. Der Herr, der mir bisher geholfen, wird auch weiter helfen,“ schrieb er am Ende des bedeutungsvollsten Jahres seines Lebens.

Der Lebensnot war der Künstler überhoben worden. Kaiser Wilhelm I. hatte ihn im Anschluß an die Enthüllungsfeier neben anderen Auszeichnungen durch Verleihung einer Ehrengabe von jährlich 4000 Mark und der Hälfte dieser Summe für seine Gattin, wenn diese ihn überlebe, geehrt.

In das Werden seiner weiteren Pläne geben zwei andere Briefe an Freund Engelbach<sup>1)</sup> einen Einblick, aus denen fast jugendliche Unternehmungslust, sinniger Ernst und frohe Laune spricht, im Gefühl der Befreiung von einer langgetragenen und erfüllten Pflicht. Der erste dieser beiden Briefe lautet:

Hannover, den 11. Januar 1876.

Lieber Freund Engelbach!

Alles erwünschte Glück wünsche ich Ihnen und Ihrer guten Frau zum Jahreswechsel, für weite Zukunft hinaus.

Mir steht, Gott seys gedankt!, die kommende Zeit hoffnungsfroh entgegen; ich bin wieder frisch und arbeitsfähig und freue mich auf längere Tage, in denen ich wieder strenge ans Arbeiten kommen können werde. Vorerst habe ich all meine Arbeiten, fertige und angefangene, an einem Ort zusammenzubringen und einen stetigen Arbeitsgang einzuleiten, und ist mir dazu durchaus nötig, eine Einsicht in die Verkaufsverhältnisse, und muß ich in Er-

---

<sup>1)</sup> Sie sind ebenfalls in meinem Besitz.



fahrung bringen, welche Preise in Berlin für die plastischen Werke in letzter Zeit gezahlt wurden. Sind in den Ausstellungskatalogen Preise für einzelne Werke aufgeführt, so wünschte ich solche Kataloge zu erhalten, der Preis derselben durch Postanweisung erhoben. Sollten Sie mir meinem Wunsche Erfüllung geben können, dann bitte ich Sie darum, ich habe Anfragen wegen Preise meiner Arbeiten zu beantworten, möchte aber darin nicht eher vorgehen, ehe ich nicht mit dem Preisverhältnis plastischer Werke, wie es jetzt steht, in sichere Kenntniss gekommen bin.

Vorerst setze ich mich hier zur Arbeit fest und werde später suchen in Berlin einen mir passenden Ausstellungsplatz für fertige Werke zu finden.

Hoffentlich finden diese Zeilen Sie und die gute Frau Marie im besten Wohlsein, und indem ich nochmals bitte, wenn es Ihnen möglich sein sollte, mir zu helfen, schliesse ich mit den herzlichen Grüßen von meiner Frau und mir.

In alter treuer Freundschaft ganz

Ihr alter

E. v. Bandel.

Auf die erbetene Auskunft antwortete er mit folgendem prächtigen Brief:

Hannover, den 23. Januar 1876.

Lieber Freund Engelbach!

Meinen besten Dank für die freundliche Erfüllung meiner Bitte, Ihre Auskunft ist mir vollkommen genügend. So wie ich es vermutet, ist ein ganz anderes Preisverhältnis als früher eingetreten. Für mein weiteres Vorgehen habe ich nun noch einen Platz in Berlin ausfindig zu machen, wo ich fertige Arbeiten ausstellen können werde, doch der wird sich finden, wenn es Zeit dazu ist, wenn ich all meine Sachen beisammen haben werde. In nächster Zeit reise ich nach Süden wohl bis Carrara, um dort meine Geschäfte zu ordnen. Ich freue mich sehr auf eine wieder geregelte Tätigkeit. Von Italien zurückgekehrt, wird mein erster weiterer Ausflug nach Berlin sein. Das tief in die Nachthineinarbeiten, das darf Ihre liebe Hausfrau nicht leiden, Sie werden auch keine Augen im Vorrat haben, und was es ist, Furcht vor Erblinden zu haben, die Erfahrung machte ich im verflossenen



Sommer, der Herr behüte uns vor solchem Unglück; auf solche Weise zum Nichtstun verurteilt zu werden, wäre für uns junge Leute doch das Schrecklichste.

Unser guter Hermann<sup>1)</sup> thut nicht wohl, daß er den Mut sinken läßt, er soll doch in Begleitung ausgehen; immer den Kopf oben und sich das Möglichste zumuten, das hält rüstig, und Rührigkeit bringt Heiterkeit.

Seitdem ich keinen Wein mehr trinken darf und nicht mehr trinke, bin ich kräftiger und heiterer denn je, Schaden soll mir das mir sonst angenehme Getränk nicht mehr.

Ihrer guten Frau Marie unsere herzlichsten Grüße, was der liebe Gott thut, soll uns nicht beugen, der Herr thut stets unser Bestes, wenn wir es oft auch nicht begreifen.

Über Freund Pfannenschmieds Wirken gab mir der Ausstellungskatalog Auskunft, ich freute mich recht darüber, und hoffe seine weitere Tätigkeit erschauen zu können.

Nun noch die herzlichsten Grüße; in der Hoffnung, daß mir die Freude werde, Sie nicht mehr als brummiger Kupferschmied, sondern als wieder freier fröhlicher Bildhauer sehen zu können.

Ihr alter Freund

E. v. Bandel.

Grüße an Hermanns und Pfannenschmied.

Wie der selige Maßmann einst schrieb:

„Alter, nicht kälter!“ so sey es immer.

Dies war der letzte Brief, den Bandel an Freund Engelbach richtete.

<sup>1)</sup> Hermann, von dem hier die Rede ist, ist der Maler Karl Hermann, der auch menschlich bedeutendste und selbständigste der älteren Schüler des Cornelius bei seinen Arbeiten in München; er war 1840 dem Meister nach Berlin gefolgt, hatte dann aber bald seine Wege von denen des Cornelius getrennt, war an die Berliner Akademie berufen worden und hatte eine eigene künstlerische Tätigkeit entwickelt; bekannt ist vor allem sein groß und sinnvoll komponiertes Epos: „Geschichte des deutschen Volkes in Bildern“, das in 15 großen Blättern in Stahlstich 1848–54 erschien. Er hatte in München zu dem engeren Freundeskreis Maßmanns gehört.

Pfannenschmied ist der bekannte Maler und letzte Hauptvertreter der an Cornelius anknüpfenden idealistischen religiösen Malerei in Berlin; er hatte Hermann in der Mitarbeit mit Cornelius abgelöst, als jener sich von dem Meister trennte.



Bismarck hatte von Baudels Plänen, nach Carrara zu gehen, sein Lager dort aufzulösen und alle seine Werke in Hannover zu vereinigen, gehört und ihn amtlich auffordern lassen, an hoher Stelle seine Absichten darzulegen, damit sie gegebenenfalls gefördert werden könnten. In größter Verlegenheit, was er tun solle, kam der in allem, was seine persönlichen Verhältnisse anging, so bescheidene und scheue Künstler der Anregung nur zögernd nach. Im März 1876 wurde dann dem Schöpfer des Arminidenkmal's aus Reichsmitteln eine Summe von 5000 Mark zur Durchführung seines Vorhabens zur Verfügung gestellt. Aller Sorgen dadurch enthoben, reiste er kurz darauf mit seiner Gattin nach Italien.

Mit Feuereifer widmete er sich dort der Vollendung der in Carrara noch stehenden halbfertigen Marmorwerke. Krank kehrte er Ende des Sommers aus Italien zurück. Am 25. September ist er dann auf dem Gute seines Stiefbruders bei Donauwörth gestorben.

Mit ihm schied ein kerndeutscher Mann, einer aus dem aufopferungsfähigen und gestählten Geschlecht von 1813, ein Mann, der, wie sein Biograph schön sagt, „als Jüngling und als Mann nur eine Passion kannte: Deutschland.“

Sein Vermächtnis aber wird nicht untergehen, in dem Gestalt gewann, was ihm im Herzen in reiner Flamme glühte: die ragende, stolz aufgerichtete Gestalt Hermanns des Befreiers. In der Zeiten Lauf ist sie heute wieder mehr als je ein Mahnruf, wie einst, als sie erdacht ward; sie stützt sich auf den Schild „Treuefest“, ihr Schwert blüht von der Höhe die Mahnung in die deutschen Lande hinein: „Deutschlands Einheit meine Stärke, meine Stärke Deutschlands Macht.“ Und in alle Zeiten ruft der Künstler den Deutschen das Wort zu, das er einst mit heißem, bangem Herzen schrieb: „Möge nie die Zeit kommen, wo Deutsche Armins Schwert nur mit Scham ansehen können!“





Bandelhütte auf der Grotenburg



Heidental mit Blick auf das Hermannsdenkmal  
Nach Lithographien von L. Menke







## ERNST VON BANDEL UND SEIN WERK VON SCHULRAT H. SCHWANOLD

---

Sein Werk — sein Lebenswerk — das ist hier nicht die Summe seiner künstlerischen Schöpfungen, das ist das eine, einzigartige Werk, das Denkmal Armins, Bandels Lebenswerk, wie der „Faust“ das Lebenswerk Goethes ist, worauf er den größten Teil seiner Lebenszeit und Lebenskraft verwendet und worin er das Tiefste seines Wesens und seiner Persönlichkeit geoffenbart hat. Das Denkmal Armins als Lebenswerk des Künstlers ist nur zu verstehen aus dieses Künstlers Leben und Wesen und ist somit zugleich ein Denkmal seines Schöpfers, ein Zeugnis und eine Verkörperung seines starken Willens und seiner nationalen Gesinnung, die in harten Kämpfen über alle Widerstände zuletzt doch triumphierten.

Beide Grundzüge seines Wesens zeigten sich schon in seiner frühen Kindheit. Sie fiel in die Zeit der Franzosenherrschaft. Die bayrische, damals preussische Stadt Ansbach, wo Bandel am 17. Mai 1800 als Sohn des Regierungsdirektors geboren war, wurde von französischen Truppen durchzogen und besetzt. Es sammelte sich eines Tages — so erzählt er später — die ganze Truppenmasse Ansbachs, und ich hörte zum ersten Male das Wort „Franzosen“ bedeutsam aussprechen, was mich aufs äußerste erregte. Als es Nacht geworden war, führte uns der Vater auf den Hausboden und zeigte uns in der Ferne Wachtfeuer, indem er bemerkte: „Dort sind Franzosen, die hereinkommen wollen.“ Zum ersten Male hörte ich von Vertragsbruch, Gebietsverletzung, von Krieg und Frieden. Am andern Morgen ziehen die Franzosen in die Stadt. Der kleine Bandel steht im Garten, und es entfährt ihm der Ausruf: „Das ist ja Gefindel!“ Augenblicklich hatte ich kleines Kind von einem großen Kerl eine so gewaltige Ohrfeige, daß ich in den Garten zurücktaumelte. Ich wußte schon, daß die Franzosen kein Deutsch verstehen, und schloß sogleich, daß der Kerl, der mich doch verstanden hatte, ein Deutscher sein mußte. Da entbrannte zuerst in meinem jungen Leben in meinem Herzen der Haß gegen ungetreue Deutsche, die sich dem Feinde anschlossen. — Einem französischen Offizier, der in Bandels Hause einquartiert war, räumte der kleine Franzosenhasser zahlreiche Waffen aus, die er



in einer Grotte versteckte; dem deutschen Burschen, der ihn dabei ertappte, suchte er eins auszuwischen, indem er das Pferd beim Putzen so lange neckte, bis es ausschlug und den Mann arg verlegte. Damals schon lauschte der Knabe in atemloser Spannung den Erzählungen des Vaters von den Heldentaten unserer Vorfahren vor neunzehnhundert Jahren, tief senkte sich der Haß gegen alles undeutsche Wesen in sein Herz. Im Bunde mit Altersgenossen verübte er allerlei tolle Streiche. Ein hoher Beamter in Ansbach, der samt seinen Töchtern nur noch französisch sprach, mußte tagtäglich bemerken, daß sein Ross, wenn er vor Vandels Hause vorbeiritt, unruhig wurde und gefährliche Sprünge machte. Eines Tages warf es sogar hochaufbäumend seinen Reiter ab, so daß er eine Quetschung erlitt. Die sicher treffende Tonkugel des Jungen fand sich nachmals in den Nüstern des Tieres. — Um den Franzosen vor Augen zu führen, daß die beabsichtigte Sprengung einer Brücke gar keinen Zweck habe, marschierte er mit einer Schar unter höhnendem Hallo durch den Fluß, und als die Jungen merkten, welche Furcht die Franzosen vor den Kosaken hatten, brachen sie auf Pferden und Eseln als Kosaken verkleidet plötzlich aus dem Dorfe Eyb hervor, verursachten peinlichen Schrecken unter den Franzosen und waren dann wie der Blik verschwunden.

Die Eltern überließen ihren Sohn in weitem Maße sich selbst; darum entwickelte er sich früh zur Selbstständigkeit und gewann einen scharfen Blick für die Dinge des praktischen Lebens. Mit neun Jahren kannte er alle Handierungen und Gewerbe der Vaterstadt, konnte aber weder lesen noch schreiben. Doch lernte er beides schnell, als er das Bedürfnis fühlte, weil er einer hohen Dame vorlesen sollte. Jede freie Stunde benutzte er, um in Feld und Wald die Natur zu belauschen; im Walde baute er sich Hütten, und in den Zweigen der höchsten Tanne sitzend, freute er sich am Untergang der Sonne. Auf dem Gymnasium lernte er schnell und leicht; früh zeigte sich auch seine Anlage zu praktischer Gestaltung. Bei einem Töpfermeister schaute er zu und half ihm kleine irdene Vären, die als Tintenfüßer gebraucht werden sollten, modellieren und am Pelz ziselieren.

Es kam das Jahr 1812. Napoleon zog nach Rußland, hier ereilte ihn sein Geschick. Nach und nach wurde die Wahrheit über den Untergang der großen Armee bekannt. Der deutsche Gedanke wagte sich wieder hervor, ohne Rückhalt



jubelte die Jugend los. Ernst von Bandel kaufte sich damals im Überschwange der Freude eine Gipsbüste Napoleons und steinigte sie auf offener Straße vor dem elterlichen Hause, zum Schrecken der Eltern, denn noch waren die Franzosen im Lande, noch war für solche Tat die höchste Strafe möglich. Aber bald folgten die Tage an der Katzbach und bei Leipzig. Er durchlebte sie mit der heißen Inbrunst seines Herzens, unauslöschlich war ihr Eindruck in seine Seele geschrieben. Theodor Körners Gedichte verehrte er so hoch, daß er sie alle sauber abschrieb. Der Zwölfjährige übte sich mit den älteren Schülern im Marschieren und im Waffengebrauch. Seine Jugend ließ nicht zu, daß er ins Heer eintrat, als seine Kameraden bei Ligny und Waterloo fochten. Er wollte ins Kadettenhaus eintreten, und als der Vater das nicht zuließ, Forstmann werden; als er aber, 17 Jahre alt, in München die Künstlerwerkstatt des Architekten Fischer betrat, erkannte er seinen innersten Beruf und wurde dessen Schüler. Nach dem Tode des Meisters 1820 wandte er sich der Malerei und später der Bildhauerei zu. Er arbeitete mit eisernem Fleiße. Oft ließ er sich in der Akademie einschließen, wenn die Unterrichtsstunden vorüber waren, um ungestört bei der Arbeit bleiben zu können. Auf die Münchener Lehrjahre folgten 1823 Arbeiten in Nürnberg, wo er auch seine spätere Frau kennen lernte, und in München, wo er hoch in der Gunst des Königs stand, dann 1825 eine Reise nach Italien und von 1827 ab neue Tätigkeit in München, die ihn aber je länger je weniger befriedigte. Da tauchten aus dem Urgrunde seiner Seele alte Pläne auf, die er schon als Zwanziger gehegt hatte, als er die ersten Skizzen zu einem Arminidenkmal zeichnete:

„Eines Tages entwarf ich am offenen Fenster meines zu ebener Erde liegenden Arbeitszimmers, den Rücken der Straße zugekehrt, eine etwa 1 Fuß hohe Figur. „Bandel, machen Sie da einen Arminius?“ rief es plötzlich zum Fenster herein. Ich wandte mich freudig um. Der Professor der Archäologie Dr. Schorn hatte mir zugehört. „Nun soll dieser Armin auch sicher ausgeführt werden“, antwortete ich.

Bandels Plan war, durch ein Arminidenkmal dem deutschen Volke ein Mahnzeichen zur Stärkung brüderlicher Einigkeit zu errichten. Indes rieten ihm alle seine Freunde, denen er den Plan mitteilte, ab bis auf Professor H. F. Maß-



mann, den bekannten Befreiungskämpfer, Burschenschafter und Mitbegründer des deutschen Turnwesens, den Sänger des noch heute lebendigen Liebes:

Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand,  
Dir Land voll Lieb und Leben, mein deutsches Vaterland.

Wenn er sein Vaterland in der zweiten Strophe „du herrlich Hermannsland“ nennt, so dürfen wir annehmen, daß dieser neue Ausdruck aus des Sängers Beziehung zu Vandel geschöpft ist, wie es ohne Zweifel ist, daß Vandel durch seinen Freund in seiner vaterländischen Richtung bestärkt wurde.

Es hielt ihn nicht mehr in München. Es zog ihn nach Norden, zum Teutoburger Walde. Er hoffte in Berlin Anhang und Hilfe für seinen Plan zu finden und im Norden Deutschlands bekannt zu werden. In Berlin traf er mit G. Schadow, dem Direktor der Akademie, zusammen, der auch eine Arminstatue modelliert hatte. Beim Eintritt in Schadows Werkstatt erblickte Vandel die Figur eines großen nackten Mannes, der mit einem Bärenfell bekleidet war. „Ist das Ihr Armin?“ rief Vandel erstaunt. „Jawohl!“ und sofort erhob sich der Streit über Bekleidung und Wesen unserer Vorfahren; schließlich stimmte Schadow doch Vandels abweichender Auffassung zu.

Von Berlin wurde Vandel im Jahre 1834 nach Hannover berufen; drei Jahre lang fand er dort beim Ausbau des Leineschlusses reiche Beschäftigung. Als König Ernst August zur Regierung kam und ihm erklärte, er liebe die Kunst und die Künstler nicht, nahm er seinen alten Plan, den Lieblings Traum seiner Jugend, wieder auf.

Es war im September des Jahres 1836, als Vandel von Bielefeld her über die Berge auf Detmold zu wanderte. An einem schönen Morgen schritt er dem Gebirge zu, ein Hildeser Junge führte ihn auf den Gipfel des Teutberges, der damals noch in fast unberührtem Naturzustande sich befand. Auf der Kuppe des Berges fand Vandel einen Haufen Steine und sagte zu seinem Begleiter: „Du, hier werde ich ein Denkmal errichten!“ worauf der ihn natürlich ganz erstaunt ansah. Damals besuchte Vandel auch die Externsteine und entdeckte dabei die Inschrift in der Kapelle über deren Weihe im Jahre 1115. Nach Hannover zurückgekehrt, fertigte Vandel ein neues, 7 Fuß hohes Modell, das einem kleinen Kreise von Kunstfreunden bekannt wurde. Manche hielten ihn für einen Narren und Windbeutel, andere für einen Phantasten. Vandel stand jetzt vor der Ent-



scheidung, ob er nach München zurückkehren und dort in ruhigem Schaffen sein hübsches bisher erworbenes Vermögen vermehren oder ob er alle Kraft und auch sein Vermögen daran setzen solle, seinen Lieblingsplan, der ihm mehr und mehr zur Lebensaufgabe wurde, auszuführen. Er stellte seiner Frau alles vor und wollte sich ihrer Entscheidung fügen. „Mache dein Armindenkmal!“ lautete ihre Antwort. Diese Frau war eine würdige Genossin ihres Mannes. In schweren Zeiten der folgenden Jahre hat sie niemals am endlichen Erfolge ihres Mannes gezweifelt und ist ihm in seinem Ringen mit Widerwärtigkeiten eine starke Stütze gewesen.

Der erste Schritt war nun, vom Landesherrn die Erlaubnis zum Denkmalsbau zu erhalten. Fürst Leopold erteilte sie unter der Bedingung, daß das Denkmal möglichst großartig und Deutschlands würdig ausgeführt würde. Auf Bandels Wunsch bildete sich dann in Detmold ein Verein für den Denkmalsbau, der es sich zur Aufgabe machte, das Interesse für den Bau im deutschen Volke zu fördern und die nötigen Gelder zu sammeln und zu verwalten. Auch Bandel führte die Feder für seine Sache. Er schrieb an die deutschen Fürsten und erhielt reiche Spenden. Die Länder standen den Fürsten nicht nach. Bayern, Hannover, Mecklenburg, Westfalen, Sachsen und die Provinzen Preußens beteiligten sich in besonderer Weise. Vor allem aber muß die Opferwilligkeit der lippischen Bevölkerung hervorgehoben werden, deren Beiträge die höchste Ziffer unter sämtlichen erreichten. Von außerdeutschen Ländern seien namentlich Oesterreich, Dänemark, die Niederlande, Belgien, Griechenland, England und Rußland genannt; auch aus Bern, Lyon und Palermo kam Geld von den dort wohnenden Deutschen. In den außereuropäischen Ländern zeigten die Deutschen in Rio de Janeiro, Habana und Matanzas das größte Interesse, aber auch aus Newyork, New-Orleans, Baltimore und St. Thomas kam mancher Taler in die Arminkasse. Bis 1843 waren 34 421 Taler eingegangen. So hatte Bandels Gedanke gezündet. Das deutsche Volk faßte Bandels Werk als Nationalsache auf. Das ist um so bemerkenswerter, als die Zeitverhältnisse dem nationalen Gedanken nicht günstig waren. Aber die Besten im Volke hatten eine Ahnung von dem, was not tat; Bandels Denkmal war das erste, das vom ganzen deutschen Volke errichtet wurde.

Am zweiten Weihnachtstage 1837 siedelte Bandel mit seiner Familie nach



Detmold über und hatte seine Wohnung seit 1841 im Palais, dem jetzigen Landesmuseum.

Bevor die Arbeiten auf der Grotenburg beginnen konnten, mußte der Verzicht der Gemeinde Hiddesen auf die Hude- und Weidgerechtigkeit erreicht werden; ohne Ende zogen sich die Verhandlungen hin. Da riß Vandel endlich die Geduld. Er ging eines Tages selber nach Hiddesen, stellte dem Gemeinderat die Denkmalsache lebendig vor und erreichte durch sein energisches Auftreten sofort, was er wollte. Am 9. Juli 1838 konnte er mit den Arbeiten auf dem Berge anfangen, am 18. Oktober, dem Ehrentage der deutschen Geschichte, legte Vandel während eines fürchterlichen Donnerwetters in die Mitte des Grundes eine Kupfertafel mit einer Inschrift über den Zweck des Baues. Die weitere Geschichte des Baues ist eine Kette von Schwierigkeiten, die nur durch die eiserne Willenskraft Vandels überwunden wurden. Unendliche Mühe machte es ihm, die Arbeiter in ihre Arbeit einzuführen, aber es gelang ihm zuletzt doch, und es bestand ein gutes Verhältnis zwischen ihm und den Arbeitern. Dann trat der Berliner und der Detmolder Bauverein an ihn heran mit dem Ansinnen, seinen Denkmalsplan mit einem von Schinkel und Rauch entworfenen zu vertauschen, der auf einer mit Eichen bestandenen Ebene einen viereckigen pyramidalen Felsenhaufen zeigte, darauf einen römischen Säulensockel und darauf die Figur Armins mit gestrecktem Schwerte. Das gab harte Kämpfe für Vandel. Lehnte er ab, so verscherzte er sich die Gunst einflussreicher Kreise und Stellen. Aber er blieb fest und nahm die neuen Schwierigkeiten, die daraus entstanden, mannhaft auf sich. Am 8. September 1842 fand mit großer Feierlichkeit die Grundsteinlegung zum Unterbau statt, die der Denkmalsache neue Anregung gab. Seitdem ging die Arbeit stetig ihren Gang, bis im Jahre 1846 der Unterbau fertig dastand. An jedem Werktag und bei jedem Wetter machte Vandel den einstündigen Weg auf den Berg und arbeitete dort mit seinen Leuten von morgens 5 bis abends 7 Uhr. In den ersten Wochen hatte er oben kein Obdach, später ließ er sich ein Blockhäuschen und schließlich ein Fachwerkhaus von 40 Fuß Länge, Breite und Höhe bauen. Sein Mittagessen wurde von Detmold heraufgebracht und kam um 2 Uhr meist kalt an. Nicht selten kam er erst um 8 Uhr durchnäßt nach Hause, um sein erstes warmes Essen im Kreise der Seinen einzunehmen. Hätte er sich nicht von Jugend auf abgehärtet und an ein spartanisch einfaches Leben gewöhnt,



so würde er ein solches Leben nicht ertragen haben. Auch haben trübe Erfahrungen mit dem Detmolder Verein und andere widrige Umstände im Detmolder Leben ihn in seiner Arbeitsfreude nicht beeinträchtigt. Er war glücklich in seiner Freiheit, in seinem Werk und in der Natur. Nur zweimal hat er die Arbeit am Unterbau des Denkmals auf kurze Zeit unterbrochen, um in Italien langgehegte Kunstpläne zu verwirklichen; während der Reise gedachte er mit Sehnsucht an die Detmolder Berge, der Teuf war ihm so ans Herz gewachsen, daß es ihm sogar unter den Mühsalen der Reise freundlich und sonnig im Gemüt wurde, wenn er an den Berg und an seine rauschenden Eichen dachte.

Ursprünglich gedachte Vandel gleichzeitig mit dem Unterbau die Figur Armins zu schaffen, und zwar in Kupfer zu treiben. Er übergab die Arbeit dem Lemgoer Kupferschmied Trebbe. Über die Ausführung der Arbeit entstanden indes Meinungsverschiedenheiten zwischen Vandel und Trebbe, die mit der Einstellung der Arbeiten endeten. Es ist ein Glück, daß dieser erste Plan Vandels nicht zur Ausführung gekommen ist. Die Figur wäre für den Unterbau viel zu klein geworden. Erst während der Arbeit am Unterbau bildete sich im Künstler die Idee jenes kolossalen und erhabenen Standbildes, das wir heute bewundern.

Über die Ideen spricht sich Vandel selbst in seiner „Arminsäule“ 1861 folgendermaßen aus: „Es sollte die uns Deutschen allgemein verständliche Schwert-erhebung Armins im plastischen Momente dargestellt werden. Durch die Erhebung seines Schwertes züchtigte er das größte Reich der Welt, danach blieb er, Deutschland in Ruhe ordnend, doch immer zum Schlagen bereit. So stehe in jugendlicher Frische, im Siegesbewußtsein Armin, das freie Schwert in kräftiger Faust hoch erhoben, zum gewaltigen Schlage bereit, das Sinnbild unserer ewig jungen Kraft, auf den Schild gestützt, die unter die Füße getretenen Zeichen des Sieges nicht achtend, hoch durch ein deutsches Bauwerk erhoben über den Gipfel des schönsten Berges in der Mitte des Gaues, in dem Armins gewaltige Schlachten geschlagen wurden, weit hinschauend ins freie Vaterland und von weitester Ferne gesehen, ein Wegweiser zur Stätte unseres Ruhmes und zur Erkenntnis unsrer Macht und Herrlichkeit.“

Als Vandel diese Worte schrieb, ruhte die Arbeit am Denkmal schon mehr als zehn Jahre. Mit der Errichtung des Unterbaus im Jahre 1846 waren die Geldmittel erschöpft. Es kam das Hungerjahr 1847 und das Revolutionsjahr 1848,



das in seinen nationalen Hoffnungen vollständig enttäuschte. Vandel wurde kleinmütig und verbittert. Er machte im Jahre 1852 in Hannover einen Versuch, die Arbeiten wieder in Gang zu bringen, und hatte zu dem Zwecke eine Audienz bei dem damaligen Minister von Malortie. Er berichtet über den Vorgang: „Ich trug dem Herrn meine diesbezügliche Bitte vor. Er fragte mich darauf, was ich denn eigentlich beabsichtige. ‚Nun bauen, bauen!‘ ‚Ja,‘ erwiderte er ganz erschrocken, ‚das scheint mir doch bedenklich, denn ich fürchte, der französische Gesandte könnte das als eine Demonstration ansehen.‘ Ich traute meinen Ohren kaum und empfahl mich mit kurzen Worten.“ Es war die Zeit, in der das deutsche Nationalbewußtsein seinen tiefsten Stand erreichte. Vandel mußte ruhig zusehen, wie sein Werk zerfiel: Die Blockhäuser auf der Grotenburg waren eingefallen und mußten abgerissen werden. Das Bretterdach über der Kuppel mußte durch ein Zinkdach ersetzt werden. Die bereits vorgearbeiteten Teile der Arminifigur lagen unbeachtet in Detmold. Der Detmolder Verein schien kaum noch an eine Vollendung des Baues zu glauben. Vandels Vermögen war im Laufe der 25 Jahre seit dem Beginn des Baues aufgebraucht. Er hatte während des Baues nur wenig Marmorarbeiten machen und verkaufen können. Für seine Arbeit am Denkmal hatte er keinen Lohn angenommen. Die Not drohte, aber sie beugte ihn nicht nieder. Er arbeitete für private und öffentliche Bauten in Hannover Sandsteinornamente, Kapitäle, Gesimse und Konsolen. Wenn er auch an diesen handwerksmäßigen Arbeiten keine Befriedigung fand, so wußte er sich doch in die Verhältnisse zu schicken. Zwischendurch erhielt er auch künstlerische Aufträge, und den Denkmalsbau ließ er trotz aller Not nicht aus dem Auge. Der Hannoversche Verein erließ im Jahre 1862 einen neuen Aufruf zur Vollendung des Armindenkmals, und der Detmolder Verein schloß sich ihm zu gemeinsamem Handeln an. Es kamen 5000 Taler ein, und die Hannoveraner bauten für Vandel zunächst eine Werkstatt und rüsteten sie aus, so daß im August 1863 die Arbeit an der Arminifigur beginnen konnte. Allein es fanden sich nirgends Leute, die es verstanden, das große Werk nach dem kleinen Modelle auszuführen. So blieb für Vandel denn nichts weiter übrig, als selbst Hand anzulegen. In seinem 62. Jahre mußte er noch die nötigen Handgriffe des Kupferschmiedehandwerks lernen und klopste nach seiner Art nun mutig darauf los. Es war eine harte Arbeit für einen Greis, aber sein Auge blieb klar, seine Hand sicher und sein





König Wilhelm bei Ernst von Bandel in Hannover (Juni 1869)







Mut unerschütterlich. Er begann mit dem Schwierigsten, dem Kopfe, dann folgten die Arme, der Schild, die Füße. Das Schwert, eine massive Stahlstange, wurde von Krupp in Essen gefertigt und geschenkt. Aber die Mittel reichten nicht zur Vollendung. Da wandte sich Bandel an Deutschlands Jugend. Er schrieb an den Primus jeder Schule — und siehe da, ohne Aufhören flossen nun die Beiträge der deutschen Schüler, und Bandel hatte seine herzliche Freude daran. Den jungen Menschen, die in jenen 60er Jahren auf den Schulbänken der höheren Schulen saßen und auch den braven Schülern der Volksschulen, denen haben wir's zu danken, daß der Denkmalsbau der Vollendung entgegengeführt werden konnte. Es sind die Jungdeutschen, die später in Reih und Glied begeistert nach Frankreich hineinzogen, um dort das wirkliche Reich mit Blut und Eisen zu schmieden, während sie einst mit ihrem Scherflein das einige Reich im Bilde aufrichten halfen. Auch die weibliche Jugend hat wacker mitgeholfen. Und wenn heute unsere Jugend zu Bandels Werk wallfahrtet, so wird sie in treuer Hingabe ans Vaterland hinter der Jugend von damals nicht zurückstehen; darauf dürfen wir Alten wohl vertrauen.

Im Juni 1869 besuchte König Wilhelm von Preußen den Künstler in seiner Werkstatt in Hannover; eine gleichzeitige Abbildung vergegenwärtigt uns den denkwürdigen Besuch, der für Bandel eine folgewichtige Förderung bedeutete. Der König spendete 2000 Taler und war für Bandels Idee und Werk gewonnen.

Dann kam das Jahr 1870; es war für Bandel eine große, herrliche Zeit, in der der greise Meister wieder jung wurde. Was er in jungen Jahren erträumt hatte, das sah er sich vollenden. Manch heißes Dankgebet hat er da zu seinem Gott gesandt, der ihn das erleben ließ. Er hat nachmals geschrieben:

„Es sollte so sein; mein Werk sollte erst dann fertig werden, wenn das größere Werk, zu dem es vorbereiten half, fertig wäre, um dann unserm großen Volke ein Ehrenzeichen zu werden und nicht ein seine Schwächen bezeichnendes Mahnzeichen an das, was ihm vor allem fehle. Daß es so gekommen ist, wiegt alle Mühen und allen Ärger auf. Ich wollte mithelfen zum großen Werke deutscher Einheit. Des Allmächtigen Fügungen haben in Erfüllung gebracht, was ich als sicher kommend vorausah. Mein großes Volk braucht kein Mahnzeichen mehr. Die Arminsäule ist ein Ruhmesmal geworden. Gott erhalt's so!“

Das Standbild war so gut wie fertig, es bedurfte nur noch des inneren Eisen-



gerüstes, der Zusammensetzung der Teile und der Aufrichtung. Die Kosten dafür aber mußten noch aufgebracht werden. Da wandte sich der Hannoversche Denkmalsverein mit einem Gesuch an den Reichstag, und dieser bewilligte einstimmig aus Reichsmitteln eine Unterstützung von 10 000 Talern. Als auch das noch nicht reichte, hat schließlich Kaiser Wilhelm I. nochmals 9000 Taler überwiesen.

Im Sommer 1871 begann Vandel von neuem die Arbeit auf der Grotenburg. Er wohnte in der noch jetzt stehenden Hütte. In dem einzigen Zimmer stand ein Tisch, ein Bört an der Wand diente als Speiseschrank. Zwei einfache Holzstühle bildeten daneben das einzige Mobiliar. An den Wänden umher standen Geräte. Hinter dem Stübchen war die Schlafkammer. Auch Vandels Gattin wohnte mit ihm droben. Das Wild, das sich an dem Waldbäuschen zu schaffen machte, hat ihm oft die Nachtruhe gestört, und ein Fuchs hat ihm auch mal das Nachteffen aufgezehrt. So hauste der Alte vom Berge, wie er in der Umgegend genannt wurde, unermüdlich tätig an seiner Arbeitsstätte; bald war er bei den Schmieden, bald bei den Zimmerern. Oft kamen Vereine und Schulen auf den Berg, die den Meister durch schöne Lieder erfreuten. Die Stadt Detmold ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger. In rüstigem Schaffen entstand das gewaltige Holzgerüst, von Zimmermeister Gehring in Jerxen erbaut, das zur Aufstellung der Figur erforderlich war. Diese selbst lagerte noch in der Werkstatt in Hannover. Erst im Sommer 1873 konnte die Verladung und Übersführung aller Teile der Figur und des inneren Eisengerüstes nach der Grotenburg erfolgen, wo sie in einer Umzäunung aufbewahrt wurden. Im Herbst des Jahres wurden die zwei Eisenzylinder mit den Ankern in dem hohlen Kuppelraume des Unterbaues befestigt. Im Frühjahr 1874 begann die Aufwindung und Aufstellung des Eisengerüstes der Figur. Der Hauptträger wog  $67\frac{1}{2}$  Zentner, die Aufwindung war eine schweres Stück Arbeit. Als nach siebenstündiger Arbeit der Zylinder glücklich aufgezogen war, da entfuhr dem gepreßten Herzen des Alten der Ausruf: „Gott sei Dank, der ist oben!“ Dann folgten die übrigen Stücke des Eisengerüstes, und dem Gerüste fügte sich jetzt die Umhüllung an, ein Stück des kolossalen Körpers nach dem andern umkleidete die nackten Eisenrippen. Bald standen die Beine, der Rumpf kam hinauf, die Bogen des Schildgerüstes wurden umkleidet, bald wölbte sich die mächtige Brust, und die rechte Faust ragte über das Gerüst empor: das Eintreten der winterlichen Jahreszeit setzte der Arbeit





Modell und Pläne zum Denkmal







ein Ziel. Im Frühjahr 1875 kehrte der Alte vom Berge als erster Zugvogel auf seinem Berge wieder ein. Am 1. Mai wurde das gegen 11 Zentner schwere, 24 Fuß lange Schwert in die Hülle der rechten Faust niedergelassen. Tagelang vorher hatte Wandel mit klopfendem Herzen an diese gefährliche Arbeit gedacht, manche nächtliche Stunde hatte der Schlaf sein Lager geflohen; es war so vielerlei dabei zu bedenken, ein unvorhergesehener, plötzlich heftiger Wind konnte das größte Unheil anrichten. Am 30. April kam das vorsichtig umwickelte Schwert bis zur Höhe der Kuppel. Tags darauf leuchtete die helle Maisonnette zu der Arbeit. Das Schwert ward weitergezogen, von seiner Hülle befreit und schwebte bald an dem Gerüste in der Luft, aber sicher geführt am Seile von leitender Hand. Der Griff erhob sich über die Höhe der Faust, es wurde gesenkt — und fest saß in der Hülle der Faust das riesige Schwert! Hell glänzten in der Sonne die vergoldeten Buchstaben seiner Inschrift. Die Schwerterhebung war erreicht.

Am 23. Juni gelangten der Kopf und die Helmflügel auf den Bau und nach wenigen Tagen sah der Kopf der Figur über das Gerüst. Die letzten Stücke, die aufgewunden wurden, waren der römische Adler und die Rutenbündel, auf welche der linke Fuß tritt. Der Monat Juli sah den Tag, an welchem der letzte Schlag von des Meisters Hand getan wurde. Dann begann die Abnahme des Holzgerüsts. Das große Werk war vollendet.

Endlich, nach 37 Jahren, war Wandel am Ziel. Er war über seinem Werke ein Greis geworden. Ein gnädiges Geschick aber hatte ihm vergönnt, das Werk, das er in Jugendkraft begonnen, nach rastlosem Schaffen und trotz außergewöhnlicher Hindernisse an der Schwelle des Greisenalters herrlich vollendet zu schauen.

Es kam der Tag der Denkmalsweihe, der 16. August 1875. Sie gestaltete sich zu dem erhebensten Feste, das je im lippischen Lande gefeiert wurde. Ein Augenzeuge berichtete darüber u. a.: „Das Bild, das sich dem Auge bot, bedürfte des Malers, um es in seiner bunten Mannigfaltigkeit wiederzugeben. Dort gegenüber dem Wandelhäuschen, unter dessen blumengeschmückter Veranda der „Alte vom Berge“ neben seiner greisen Gattin steht und mit freudig bewegtem Blick auf sein vollendetes Werk hinsieht, gewahren wir auf der mit Laubgewinden und Fahnen geschmückten Hoftribüne den Kaiser mit seinem Sohne, umgeben von einem Kranze fürstlicher Herren und Damen. Hüben und drüben



zu beiden Seiten dichtgefüllte Tribünen. Den Raum zwischen der Kaisertribüne und der Wandelhütte nimmt der Festzug ein, dessen Vorhut, die sechzehn Hornschen Schlachtschwertierer, gleichzeitig die Ehrenwache des Kaisers bildete. Neben diesen ernsten Gestalten, meist älteren Männern, zeigen sich die jugendlichen Gestalten der Turner und Studenten, letztere in vollem Wuchse, mit Schläger und Federbarett; neben und hinter ihnen die übrigen Mitglieder des Festzuges, und weiter hinaus, Kopf an Kopf gedrängt, die bunte fröhliche Menge, welche bis hinauf zum Denkmal den weiten Raum füllt. — Nach einer einleitenden Ansprache und dem Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott“ folgte die Weiherede, und darauf der Weiheakt selbst durch Entfalten der Reichsfahne und durch Kanonendonner unter dem Jubelrufe der Menge. Dann kam der Höhepunkt der Feier: Von dem Adjutanten des Kaisers geführt und auf den Arm seines Sohnes gestützt, schreitet dort der ehrwürdige Meister durch die lautlos harrende Menge zur Kaisertribüne. Dort erheben sich bei seinem Eintritt alle ehrerbietig, während der Kaiser den Künstler mit herzlichem Händedruck bewillkommet, ihm Glück wünscht zur Vollendung seines Werkes und ihm im Namen des ganzen Volkes dankt. Vieltausendstimmig erschallte jetzt ein Hoch auf den Meister durch den Wald. Der Kaiser führte den Gefeierten von seinem Sitze an die Brüstung der Tribüne, um ihn der jubelnden Menge zu zeigen.“ Später bestimmte er für ihn u. a. eine lebenslängliche Pension von 4000 Mark jährlich und eine solche für seine Frau, nach Vandel's Tode, von 2000 Mark.

Nicht lange mehr hat Vandel seinen Ehrentag überlebt. Im Frühjahr 1876 besuchte er noch einmal Italien und arbeitete in Carrara. Krank kam er zurück, und am 25. September schlossen sich seine Augen für immer. Auf dem Friedhofe in Hannover liegt er begraben. Die Grabrede schloß mit den Worten: „Dadurch, daß er den Einheitsgedanken des deutschen Volkes in Erz und Stein verkörperte und mit eiserner Energie vollendete, hat der Verewigte bei allen deutschen Stämmen ein unvergeßliches Denkmal sich errichtet.“ Und sein Biograph Dr. Schmidt schließt seine Darstellung mit den Worten: „Sein Lebenswerk, das Denkmal Armins, ist so recht aus seinem deutschen Herzen geboren und mit deutschem Fleiß, deutscher Beharrlichkeit, deutscher Opferfreudigkeit und Treue durchgeführt worden.“



## DER HERMANN

### VON JOHANNES SCHLAF<sup>1)</sup>

---

Früh und regnerisch war der Tag, da mich die Bahn durch Thüringen und Hessen hier herauftrug ins hannoverisch-westfälische, niederdeutsche Land und in das Gebiet des alten Teutoburger Waldes.

Zwischen Bünde und Detmold aber ward mir am fernen Horizont ein sonderer Blick.

Von den Bergen her, mächtig sie überragend auf seiner Bergkuppe und diese selbst und ihre Waldung, erblickte ich, von grauen Nebeldünsten verschleiert, den Hermann; sogar den Strich seines hoherhobenen Schwertes nahmen meine an feine Unterschiede gewöhnten und auf sie eingestellten Augen noch wahr. Bald trat er dunkelblaugraumassig deutlicher hervor, bald verhüllten ihn Dünste, die unablässig von der endlosen Bergwaldung aufstiegen, vom dicken Himmel herniedergingen; immer aber konnte ich ihn noch wahrnehmen, nie entschwand er meinen Augen ganz.

Ich hab' es nicht vergessen, immer hab' ich seither wieder daran denken müssen.

\*

Und es ist unabänderlich so, so und schlechterdings nicht anders:

Die Barbarenkämpfe Roms, der Weltherrscherin — Weltherrscherin; seine Germanenzüge. — Hochkultur der germanoid keltischen Rasse, weltumspannend sich ausbreitend: das war Rom und Roms Weltmacht. (Denn die italischen Völker waren germanoide Kelten.) Hochkultur germanoid keltischer Rasse, und — ihre Grenze, ihr Bishierherundnichtweiter: Die letzte große Nordwelle, die Germanen, die Deutschen, und ihr anhebender Weltberuf. (Ja, nehmen wir alles von Anfang an, und gründlich, und deutsch; das ist unveräußerliche, gottbestimmte Eigenschaft, und ist gut, recht, deutsch, notwendig. Erst wäg's, dann wag's. Das ist etwas anderes als schnell verlodernder gallischer „Elan“.)

Sonderbares Volk! Tausendfältig damals (und immer) sich — zersplitternd? nein: sich aus-, von sich wegströmend, sich ergießend, sich hingebend mit seiner

---

<sup>1)</sup> Aus des Verfassers Buch „Ein Wildgatter schlag ich hinter mir zu.“ Braunschweig 1922.



jungen, frischen, stürmischen Pol- und Nordkraft; „Furor Teutonicus“, der sich nackt, einer an den anderen gekettet, jauchzend in die Feldschlacht und den Tod stürzt, wenn er erwacht ist; gen Süd, West, Ost anstürmend gegen die Völker der antiken Hochkultur; in ihnen aufgehend, ihre Kulturkraft erfrischend, erneuernd, ein neu lebendig Sondergepräge ihr gebend. Auch gegen sich selbst sich richtend, nach innen, mit steter, polbestimmter, also sicher im letzten Grunde erspriesslicher, schöpferischer Unruhe. Robust träumerisch, mit tief und lebendig, jung genial eingestelltem Trieb, wissenschaftlich, seherisch, doch fromm, immer beweglich, nie stockend auf Welt, Sein, Gott, Sinn und Menschheit gerichtet, bis zum Sichselbstverlieren, und doch immer ein unverlierbar Eigengepräge, und immer ein Eigenstes und Neues, Menschheitsnotwendiges aus dir hervorgehend; und immer Bestand, Bestand. Hundertmal geschlagen von überlegener Kriegeskunst der Römerheere; unverwundlich aus dem einen und gleichen Masspunkt heraus dennoch immer wieder anstürmend. Und endlich dein unerschütterlicher Kern sich offenbarend; Mauer, Abwehr, unwiderrufliches Zurück gegen Roms und der Allwelt äußeren, in seiner Mechanik starr weiterstrebenden Weltmachttrieb.

Osningland, Eheruskerland, Westfalen, werdendes sächsisches Deutschland, Sassenland, und Hermann!

\*

Glossieren wir Geschichte, historisch, psychologisch, und was weiß ich, aber alles unerlässlich zu berücksichtigen.

Segestes auf Seiten der Römer; Flavus, Hermanns Bruder, der selbst einen Römernamen angenommen hatte, den Römern ergeben, auf ihrer Seite kämpfend.

In solcher, solcher! Umgebung aber erhebt sich Hermann! Masse, tiefere Bestimmung bricht schicksalstief mit einem Male hervor und offenbart sich, findet weit Widerhall hin über zersplitterte, unter sich in steten Kämpfen lebende Stämme, im weiten, germanischen, von römischen Militärkastellen, römischen Beamten, römischen Kaufleuten durchsetzten Waldland; findet plötzlich — woher lodert die Flamme auf? — weit Widerhall.

Gegen Römertrug erhebt sich selbsterhaltungstriebberechtigte, gegen tausend schwere Bedrückungen sich aufbäumende germanische List: Heimlich bildet sich



zwischen Cheruskern, Marsen, Bructerern, Chatten ein Bund. So heimlich, daß der Statthalter Varus, dessen Verwaltung Syrien zu einer verarmten Provinz gemacht hat, und dessen unersättliche Privatgier jetzt an Germanien faugt, in gänzliche Sicherheit gewiegt ist.

Da erhält der Römer plötzlich Nachricht, ein entfernt wohnender Volksstamm habe sich erhoben. Mit den Legionen bricht er auf; drei Legionen Fußvolk, drei Allen Reitern, sechs Kohorten Hilfstruppen, insgesamt 20 000 Mann. Die Marschlinie unterbrochen durch den gewaltigen Troß von Frauen, Krämern, Fuhrwerken. Hermann und die verbündeten germanischen Fürsten stellen dem Unternehmen ihren Heeresbann zur Verfügung. Der Römer in völliger Sicherheit. Aber zu gleicher Zeit ist heimlicher Befehl ergangen: alle im Lande vereinzelt lebenden Römer werden an einem Tage niedergemacht.

Neben und hinter dem Heere des Varus, das auf diese Weise völlig von ihnen eingeschlossen ist, ziehen die Truppen Hermanns und der Verschworenen her. Regengüsse und Sturm stellen sich ein und vermehren die Schwierigkeiten des Marsches durch Dickicht und Wald. Da fallen die Germanen, erst hier und da, dann allenthalben über die Römer her. Mit äußerster Mühe erreichen diese eine Stelle, wo sie notdürftig ein Lager aufschlagen können. Am nächsten Tage werden sie von neuem angegriffen, kaum halten sie stand. Am dritten Tage erreicht Varus unter fortwährend herniederstürzenden Regengüssen und heftigem Wind die Ebene am südwestlichen Hang des Osning und es kommt zum letzten Kampf. Die Römer geraten in Unordnung, verlieren ihre Adler, versinken im Moor. Varus stürzt sich in sein Schwert. Nur wenigen gelingt es, sich nach Aliso zu retten. Die Gefangenen, welche die Germanen gemacht haben, werden den Göttern geopfert.

\*

Was sagen wir zu diesem Sieg, dieser List? Heute, in unseren christlichen, international durchsehten Zeiten, heute in dieser Gegenwart, wo unser deutsches Vaterland unter der Schmach, unter den mörderischen, allem christlichen Wesen, allen Gesetzen auch gesunder Vernunft, allen göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn sprechenden Bedrückungen des Feindes darniederliegt?

So viel, daß jene List einem Feind gegenüber, der das Land ausfaugte, und dessen Listen, Schliche, Kniffe, Sophismen nicht geheiligt waren durch die Not-



wendigkeit, Heim und Herd zu schützen, sondern die auf der Sensationslust eines leeren, seine tote Mechanik verfolgenden Weltmachtgelüsten und seiner unersättlichen Gier nach äußeren, materiellen Gütern, neurasthenischen Anwandlungen zu befriedigen, relegiös gerechtfertigte, einzig noch mögliche, und also für diesen Fall einem weltlich allmächtigen Gegner gegenüber geheiligte Notwehr war.

Weiter aber: Daß, wenn das Gebot des Gottes und christlicher Lehre dahin lautet, daß du Gott und deinen Nächsten liebst wie dich selbst, dies nicht einzig eine sittliche Forderung ist, sondern im Grunde zugleich und vor allem der Hinweis auf eine so gestellte göttliche und natürliche Grundordnung, ohne welche überhaupt kein wahrer Bestand und keine wahre Entfaltung menschlichen Wesens denkbar ist; und daß dies Gebot und diese Ordnung, dieser heilige Bestand seinen Ausdruck findet in dem entschiedensten Blutsgefühl für Heim, Heimat, Familie, Sippe und Stammesgenossen; das, wohl zu merken, umso gesünder und kräftiger ist, je mehr es diese Liebe, nach dem Gesetz einer natürlichen Billigkeit und Gerechtigkeit auch auf andere, andere Stammesgenossen, andere Völker überträgt, oder doch zu übertragen geneigt und veranlagt ist; überträgt als ein selbstverständliches, eine Unwillkürlichkeit, an welcher dies Gefühl und diese Liebe erst ihren eigentlichen Gradmesser besitzt.

Weiter aber: Daß tiefer und heiliger als eine mißverständliche, verweichtete und verflaute Auslegung jenes göttlich christlichen Grundgebotes und alle „internationale“ „Humanität“ dieser Zeiten, die sich auf viel zu abgezogene Theorien und wahrhaft bloß auf blasse, verstandesgemäß intellektuelle Theorien stützt, — daß tiefer und heiliger als dies alles ist die göttlich grundpolare Gewalt und das Blutsgefühl von Rasse, Heim, Heimat, Familie und Sippe; und weiter, daß tiefer und heiliger als all jenes die göttlich grundpolare Tatsache und Abstufung von lebendig organischer Elite, ohne welche keinerlei Ordnung und keinerlei Bestand denkbar ist, sondern einzig Chaos und ohnmächtiger Völkerbrei.

Und weiter: Daß ein Volk, in welchem jenes göttlich polare Grundgefühl für Heim, Heimat, Familie, Sippe am stärksten, lebendigsten, klarsten, tiefsten, unerschütterlichsten vorhanden ist, erst wahrhaft Elite, grundmaßgebende Elite, und daß es wahrhaft ein Gottvolk und ein gotterwähltes Volk je und je war und ist!

Da aber, da anders keine Ordnung wäre, dies Gesetz von Elite und dies göttlich



polare Blutgefühl zwischen Vater, Mutter und Kind für Heim, Heimat, Familie, Sippe unter allen Umständen sich aufrechterhalten muß oder, (wahrlich alle Menschheit müßte in Chaos und Untergang stürzen): so ist ihm und war ihm je und je von Gott und aller göttlichen Grundpolarität gegeben auch die Gewalt der Schwertentscheidung gegen alles, was Chaos, Tod, Lüge, eitle, leere, tote Sensationsgier von blindraffender äußerer Weltherrschaftssucht; damit gegen Trug, Tod, Chaos, Teufel bestehe und sich aufrechterhalte Wahrheit und Leben!

Und darum war jene List unserer germanischen Altvorderen römischer Falschheit, Habsucht und entgötlicht religionsloser Bedrückung gegenüber göttlich sittlich gerechtfertigt, und im übrigen, römischer Allmacht gegenüber, eine durch die besonderen Umstände gebotene Notwendigkeit und das rechte, das rechte!

Zu erwägen im übrigen, daß das römische Heer nicht bloß so überfallen und wehrlos niedergemacht, sondern erst nach dreitägigen, hartnäckigen Kämpfen vernichtet wurde. Und weiter: daß die Gefangenen nicht blindlings abgeschlachtet, sondern den Göttern geopfert wurden.

\*

Aber verfolgen wir den Gang der historischen Ereignisse, aus denen uns erst wahrhaft ein deutsches Volk erwuchs, weiter.

Um die Niederlage des Varus zu rächen und die deutschen Stämme wieder unter die Botmäßigkeit Roms zu bringen, überschreitet 14 n. Chr. des Drusus Sohn, Germanicus, den Rhein und überfällt die Marser, die er, als sie gerade ein Opferfest feiern und an keine Überraschung denken, wehrlos niedermehelt.

Doch Hermanns Geist ist von nun an nicht mehr erloschen. Brukterer, Usipeter, Tubanten eilen herbei und greifen die Römer an, denen es kaum gelingt, sich den Rückzug gegen den Rhein hin zu erzwingen.

Als bald darauf Germanicus aber einen neuen Feldzug unternimmt, erregt Hermann die Cherusker und andere benachbarte Stämme abermals zum Widerstand, und des Germanicus Unterfeldherr, Cäcina, wird bei den „Langen Brücken“ (im Moor bei Diepholz) geschlagen. Kaum entgeht er dem Schicksal des Varus.

Und wieder ein Jahr darauf kommt es zum Kampf und in der Gegend der Weser und Porta Westfalica zu blutiger Schlacht auf der Idistavisio-Ebene.



Mit Mühe werden die Germanen zwar von der überlegenen Kriegskunst der Römer geschlagen; doch von neuem sammelt Hermann die Stämme, und es kommt zu einer zweiten Schlacht am Steinhuder Meer, die Germanicus so geringe Vorteile bringt, daß er einen weiteren Angriff nun nicht mehr wagt und sich endgültig zum Rhein zurückzieht.

Und was sagen wir hierzu? Wir sagen, und es sagt sich von selbst: Daß Heim, Heimat, Familie, und nichts anderes als dies, daß also göttlicher Grundbestand von Menschheit und Welt, daß ewiges göttliches und menschliches Recht seine Ordnung behauptet hatte, wie sie sie, zum Vorteil und Bestand aller Menschheit, behaupten mußte; und daß Trug, Tod, Teufel, Chaos und den gleißenden Mächten von Herrschsucht und äußerer Habgier das ewige göttliche, unabweisliche Zurück und Bishierherundnichtweiter wurde!

\*

Das war in der Weltgeschichte der Anfang eines deutschen Volkes. Doch verfolgen wir den Verlauf der Geschichte weiter.

Die Kämpfe des großen Karl, römischen Kaisers fränkischer Nation, mit Witukind und seinen Sachsen, Sassen, Sassen!

Karl der Große war nicht so ganz bloß erster deutscher Kaiser, wir wissen: auch die Franken, Frankreich, die Franzosen, nehmen ihn als ersten Herrscher in Anspruch, und sie dürfen das. Und so stellt sich das, wir dürfen sagen, doch noch in einen Gegensatz zu dem eigentlichen damaligen Deutschland, und zu seinem Kernbestand: zu Witukind und den Niedersachsen.

Doch kann es sich uns nicht entziehen, daß die Verhältnisse hier noch anders liegen, als in den Kämpfen zwischen Römern und Germanen zu Hermanns Zeit; obschon wir in einem gewissen bedeutsamen Sinne Witukind Hermann wohl an die Seite stellen, ihn als seinen Nachfolger ansprechen dürfen.

Aber es liegt hier also doch noch anders als zwischen Rom und Germanen. Wir dürfen nicht vergessen, daß Karl selbst als Franke, ein Germane war. Und weiter dürfen wir nicht vergessen, daß sein Streben nicht, wie das Roms, auf eine äußere Weltherrschaft und ihre unermessene Ausbreitung sich richtete, sondern daß seine Mission Abwehr und Kolonisation gegen Osten und die bedrängenden Slawenvölker hin war. Und weiter dürfen wir nicht vergessen, daß sie polar



vorausbestimmt dahin ging, Deutschland fruchtbar erst wirklich zu einem Volk und Staatswesen zu binden und die deutschen Stämme zu ihrem Weltberuf zu sammeln, sie eine Ordnung über sich selbst setzen zu lassen. Und das war das deutsche Kaisertum. Und weiter, daß durch ihn erst an Deutschlands Kernstämme, die Sachsen, das Christentum herantrat, dessen Übernahme unvermeidlich war.

Doch: Warum spaltet sich so bald nach Karls Tode das große fränkische deutsche Reich in die beiden Teile Frankreich und Deutschland? Darum (und hier offenbart sich der tiefere Sinn der Sachsen- und Witukindkämpfe!): weil Deutschtum, weil göttlich Blutgefühl für Heimat, weil Heim, Heimat, Familie (also Grundbestand, Grundordnung und polare Grundelite von Welt und Menschheit) zurückweisen mußten alles ausgespielt römisch-romanische (also ausgespielt alt-keltisch-gallische) Wesen und das solcherweise bestimmte Westreich.

Und das ist (Erbfeind!) der alte, seltsame Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich. Er geht ja bis zu der „boche“-Idiosynkrasie, die wir, Deutschland, nicht erwidern und niemals erwidert haben.

\*

Nun aber, und von da an ein deutsches Königtum, ein Deutschland und deutsches Volk. Und sogar die Kaiserwürde auf den deutschen König übergehend.

Ich denke aber, wir danken das im Grunde dem notwendigen Entwicklungstrieb von Hermann über Witukind, Sachsen und Niederdeutschland her.

Mit der Kaiserwürde jedoch war abermals die Gefahr eitel äußeren Weltherrschaftsgelüftes überkommen. Es regt sich zuerst unter den Ottonen, bricht dann mächtig durch unter den römisch-romanisch beeinflussten Hohenstaufen.

Hier aber abermals Niedersachsen; der Gegensatz zwischen Welfen und Waiblingern, dem Rom näheren Süd- und dem sächsischen Niederdeutschland.

Die Welfenkämpfe. Heinrich der Löwe.

Ist es — nimmt alles nur in allem und in allen äußeren Wirrungen der historischen Ereignisse und sonstigen Interessen den bestimmenden polaren Untergrund! — ist es nicht abermals das Zurück, das Heimgefühl, Schollengefühl, Heimat, Rasse, Familie dem eiteln Glanz äußerer, imperialistischer Weltherrschaft gebieten?



Und so kommt es, insolge solch fortgehenden Widerstreites, zum Interregnum, schließlich — nehmt wieder nur alles in allem und die Hauptsache! — zum Dreißigjährigen Krieg. Ich sage aber: Seine wesentlichste Lehre ist die, daß Deutschland und deutsches Volk nicht zum Glanz trügerisch äußerer Weltherrschaft bestimmt sind, sondern da sie sich im übrigen ja doch gehalten haben, und dennoch bestehen und auch in Zukunft bestehen werden, zu einem höheren, wahrhaftigeren!

Nämlich als wahres, gotterlehenes Volk von Scholle, Heimat, Heimatgefühl und Familie (also wahren Grundbestand, Elite und göttlich lebendiger Grundordnung von Menschheit und Welt) dereinst mit solcher Eigenschaft und solch sittlicher Tauglichkeit Gewähr zu bieten wahren Bestand des Menschen und der Menschheit und Menschlichkeit unter allen europäischen Völkern (und also den Völkern des Erdballs), die eines Tages ihre „politische“ Rolle und ihre alten Ordnungen ausgespielt haben werden.

Denn deutsch (deutlich!) sein heißt Christ, Mensch, Gasse, Heimmensch, Hort von Herd und Familie sein, göttlich polaren Grundbestandes aller Menschheit und allen organischen Wesens und, eines Tages, ihre endgültige Gewähr und ihre endgültig offenbarte Ordnung!

Das aber ist nicht äußere Weltherrschaft, sondern göttliche Weltordnung und unmittelbare Abstufung einer dereinst einheitlich gewordenen Menschheit nach dem Gesetz wahrer Elite, welche ist Vater, Mutter, Kind, Familie, Heim, Scholle, Heimat, Rasse!

\*

Und so halte Deutschland fest an Hermann, Witukind und an deiner heiligsten, an der höchsten, göttlichen Grundbestimmung deines Samentums und deiner Rasse! Laß dich nicht irren durch Chaos, Tod, Teufel und was immer für welche „Internationale“, und käme sie selbst mild im „christlichen“ Gewand daher und wollte dich mit ihrer feinsten List verführen.

Laß dich nicht irren durch das Blendwerk der glatten, abgebundenen, lindmäuligen, verstandesgemäß abgebundenen Theorien! Wissen sie denn noch etwas von Gott? Sprechen sie noch von Heim, Heimat, Vater, Mutter, Kind, Familie, Scholle, Elite? Haben sie noch wirkliche Religion? Daran sollst du ihre Hohlheit erkennen, und daran erkennen, daß sie Aferweisheit und des Teufels sind.



Ein Volk und die Völker des Erdkreises! Das und nichts anderes ist erst wahrhaft euer „Europäer“, das ist der zum wahren Christen vollendete Mensch! Ein Volk und sein notwendiges, polar göttliches Recht in Gott und in ihm selbst zum Leben, und das notwendige Recht von Heim, Herd und Familie!

Ist es denn ein eitler, leerer, ein gottlos verwerflicher Zorn, der sich in euch sammelt, den der Feind schürt, schürt, daß er stärker und mächtiger und mächtiger sich erhebt und seiner Stunde, der Stunde der notwendigen Entladung und Erlösung von einem wahrhaft Unerträglichsten, Unmöglichsten entgegenreißt, auf daß er mit gewaltiger Kraft hervorbreche? Ist diese wachsende, immer mächtiger sich sammelnde Empörung ein eitles, gottloses Ding?

Nein, sie ist die Kraft des Gottes, der sein erwähltes Volk Israel, als er es aus Ägypterland durch die Wüste in das Land der Verheißung führte, den furchtbaren Gottesbann verhängen ließ über die Völker und Städte der in eitlem Aferkultur versunkenen und an ihr verdorbenen Kanaaniter, daß er ihrer Mauern keinen Stein auf dem anderen ließ und selbst der Kinder nicht schonte an der Mutterbrust! „Ecrasez l'infâme?“ Ja, „écrasez l'infâme!“ Und wenn es nicht anders sein soll: mit der erbarmungslosen Macht des Schwertes!

Doch nur für dies eine: Heim, Herd, Heimat, Vater, Mutter und Kind! Und immer und selbst dann noch, fromm in ihrem Geist, der, so furchtbar er mit Gottes und der ewigen Ordnung Zorn hervorbrechen mag, selbst dann noch gerechtfertigt ist durch sich selbst und dies Heiligste.

Sie wollen, wollen es! Sie selbst werden es gewollt und heraufbeschworen haben. Denn wie sie's treiben, ist das Gott und allen göttlichen und menschlichen Gesetzen und Ordnungen hohnsprechend Unmöglichste, Unerträglichste!

\*

Oder hätten sie noch immer nicht das Äußerste über uns verhängt? So mögen, mögen sie's! Aber gerichtet ist, wahrlich, wer Gott auf solche Probe stellt. Denn nicht spotten läßt sich heiliger Geist von Heim und Familie.

Sie binden sich ihre Zuchtrute selbst. Unbesiegt ist, Deutschland, dein Schwert. Und die Stunde naht, naht, wo du's wohl noch einmal schwingst, Gottesstreiter, aller Menschheit zum wahren Heil.

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Trotz allem und allem!



ERNST VON BANDEL · DIE ZWEITE JUGEND  
VON HERMANN L. SCHAEFER

---

Das Licht blakte. Der Wind stieß ins offene Fenster, fuhr raschelnd durch die auf dem Tische liegenden Papiere. Eine Nachtmotte flog erschreckt auf und umkreiste das im Zuge unruhig züngelnde Licht.

Der am Tisch sitzende Mann erhob sich. Warf Zirkel und Reißbrett auf die Papiere, daß sie platt und still unter streichendem Luftzug lagen.

Er ging ans Fenster, stieß es weit auf, und die Nachtlust ergoß sich in Kühle in den Raum.

Die Sterne flimmerten im undurchdringlichen, abgrundtiefen, unendlichen Blauschwarz des Himmels wie aufgesetzte Rosetten. Irgendwo in der Ferne verhallte donnernd das Meer. Jach schob sich der Berghang von Portofino im kühnen Schwung in dunkles Geband von Himmel und Meer, in silbernen Dunst zwischen Wolken und Wasser. Regungslos lag das Land, mondscheinübergossen. Von der See strich der Wind. Sein Atmen ging durch die Wipfel der Bäume. Von Kapollo trug er Mandolinenklang bergwärts.

„Göttliche Luft! Luft des Südens!“ Der Mann im Bildhauerkittel atmete weit, sog den Duft von Blättern und Blüten mit erhobener Brust ein.

Im Erker des Zimmers, schattenübergossen, räkelte sich der Maler im Liegestuhl: „Halkyonische Tage, Tage des Glücks! So möcht' ich Jahrtausende leben. Dazu Rosen von Spezia oder Funkelnden von Alba“. Lange schlürfte er am Glase.

„Du hast vom Schaffen das Glück,“ sagte der Bildhauer, „ich die Qual.“ Ein Zug voll Traurigkeit überzuckte sein Gesicht. „Da steht nun wieder die Nacht,“ er wies aufs offenstehende Fenster, „liegt über Himmel und Meer, eine Idee der Unendlichkeit, ein Gedanke des Göttlichen, des Unergründlichen. Ihr Maler braucht sie nur zu kopieren, nur ... aber wir Bildhauer, wir ...! Ihr könnt in den Flächen Hintergründe aufreißen, Fernperspektiven stellen, Flächen ins Unendliche weiten ohne Abschluß.“

„Warum bist du nicht Maler geworden?“ Der Künstler streckte sich lang in dem Stuhl, daß er knarrte.



„Warum? Warum?“ hauchte der Bildhauer und zuckte die Achseln. „Warum ward in meine Seele vom Sämann der Hang zur Plastik gelegt, und warum verschluckte mich später der Süden? Warum überdeckte der Geist Michelangelos alles, was in mir war ...? Nun bin ich dem Marmor verfallen, dem Stein ausgeliefert auf Leben und Tod.“

„Aber du bist ein Meister im Stein. Du hast Akte geschaffen von Größe, von Lebendigkeit. Liegt da ein Grund vor zur Unzufriedenheit? Hast du nicht in deinen deutschen Wäldern einen Ruhmestempel errichtet, wuchtig und steinern?“ entgegnete der Maler.

„Was nützt mir dies alles!“ Der Bildhauer fiel schwer in seinen Sessel.

„Ich verstehe,“ erwiderte der Maler. „Es bedrückt deine Seele, daß dein Werk auf jenen Bergen nicht vollendet, daß die Mittel nicht da sind, die Steinmehnen zu lohnen. Sagtest du nicht, die Hütten seien abgebrochen am Bau, um Verpflichtungen zu erfüllen? ... die Kupferplatten der Figur seien gestohlen?“

„Wenn es nur dies wäre! Daran habe ich nicht gedacht. Was liegt mir an den gestohlenen Platten; gut, daß sie fort sind, heute verwerfe ich sie. Auch denke ich nicht an das Geld, das nötig ist, das Werk zu vollenden. Nichts habe ich mir auch aus dem Vermögen gemacht, das ich meinem Werke opferte. Aber die Ideen, die Ideen, meine Ideen! ... O, es ist schmerzlich, wenn die ein Leben gefüllte klare Idee Brüche und Risse bekommt, wenn das Dach das Fundament in Mißhelligkeit krönt. ... Alles andere sind Nebensächlichkeiten, Bagatellen. Was wissen Könige, Fürsten und Bürger vom unseligen Schaffensdrang, vom Zucken eines Herzens aus Not und Qual im Suchen und Ringen um den Ausdruck der Idee?“

„Ewiges Künstlerproblem!“ warf der Maler ein. „Du darfst es nicht zu ernst nehmen. Es wirft bitteren, beißenden Qualm über Leben und Schaffen. Da liebe ich mir ein helles und fröhliches Sein, nicht vom Denken und Grübeln beschwert. Ich greife zum Pinsel, wenn mich der Morgen mit seiner Kühle umfängt, wenn der Mittag glühend über Klüfte und Glockentürme bis an den Apennin streicht, und er ringelnde Kreise auf den Waldboden malt, oder das Dunkel der Dämmerung weich und nachtschatten die Berge hinansteigt .. wenn der Rote“ — er zeigte auf das gefüllte Glas — „funkelnd im Scheine des Lichts in Augen und Herz sticht. Das sind die Augenblicke, wo der Pinsel, wie von un-



sichtbarer Hand geführt, über die Flächen in Schöpfersegen fährt, wo Herz, Hand, Seele und Welt eins sind . . . das sind die Augenblicke des Glücks, wo spielend neue Welten entstehen, das sind Stunden fiebernden Hochgenusses aus Schaffensdrang."

"Du bist Maler und trägst in der Brust ein Gefühl, das Seele und Welt in Einheit umfaßt. Was kümmert dich der Kampf und das Ringen um Idee und Form, das Suchen nach dem Ausdruck des Gedankens. Du bist Nordländer wie ich, aber das Glück ward in deine Seele gesät. Du könntest Nordländer bleiben. Ihr Maler, ihr seid gegen den Fluch Welschlands gefeit. Euch bleibt die nordische Empfindsamkeit auch in der Härte des Südens, das romantische Schweifen der Seele, aus nordischen Gebirgen, Wäldern und Ebenen geboren, bleibt euch treu in Italiens Mittagsglut, und die Sonne wirft auf eure Gemälde noch klareres Licht und nicht fassende Weiten der Sehnsucht in eure Hintergründe."

"Aber ist Italien nicht das Land der Bildhauer? Ist hier nicht der Boden, wo das Herrlichste, das Menschenhand erschuf, aus dem Stein wuchs?" fragte der Maler. "Ist hier nicht der Tanz im Stein zum Übertanz geworden? Hat sich nicht hier die Wucht und Schwere Roms mit der Grazie Griechenlands und der Sehnsucht des Nordens vereint?"

"Du hast recht. Auf diesem Boden reiften Inhalt und Form in herrlicher Einheit zur Verklärung; und sie steht groß, unendlich erhaben, unfassbar," entgegnete der Bildhauer. "Wir Bildner des Nordens sind alle von ihr erdrückt. Mögen unsere Ideen im faustischen Drange ins Weite, Unendliche schweifen, mögen sie neue Wege und Ausdrucksmöglichkeiten suchen in der Härte des Steins: hier ist der Hafen, wo immer wieder wir landen, wenn alle Segel auch meerswärts blähen. Wir Bildhauer werden mit all unseren Ideen durch diese Welt, von uns aus Licht geboren, verschluckt. Das war Winkelmanns, das war Goethes Geschick . . . Opfer des Südens. Und je fester wir am nordischen Inhalt unserer Ideenwelt festhalten, desto heftiger der Kampf mit der Form dieser Welt; desto größer die Tragödie, die das Herz des Schaffenden zerreißt."

"Dann ist die Malerei vielleicht nur ein Kind des Nordens, die Bildhauerkunst aber ein Kind des Südens?" fragte der Maler.

"So muß es wohl sein," entgegnete der Bildhauer. "Ich faßte in meiner Jugend den Plan, urwüchsige, nicht bezwingliche Kraft, voll nordischen Blutes, erdentsprossen und erdverbunden, den wohlgestalteten, in Maß und Kraft abge-



wägten Formen des Südens entgegenzustellen. Aus Waldesboden sollte mein Werk in Urwüchsigkeit emporkwachsen, aus dem Schoße nordischer Natur, aus Geheimnisvollem, Schweifendem nordischen Werdens. Lange suchte ich nach der Form. Ich dachte an ein Mal zusammengetragener roher Felsblöcke. Bald aber ließ ich diesen Plan fallen. Das Werk schien meinem Geist zu roh und ungeschlacht. Vielleicht aber meldete sich schon unbewußt das der Idee fremde Formgefühl des Südens. Wir sind ja alle von unserer Geburt an damit überschüttet. Ich versuchte es mit Säulen und Säulengängen. Bald mußte ich auch die Säulen verwerfen. Die Idee der Kraft verlor an Wucht und Mächtigkeit. Das Wesen der Kraft in Vollheit, Sätte und Ungeßüm, wie es meine Seele zu formen suchte, schien sich in Tanz und rhythmischen Bewegungen aufzulösen. Ich suchte, tastete, grubelte, mühte und quälte mich ab. Ich kam zu Michelangelos Pfeilern und Säulenbündeln, mit denen er in nordischer Kühnheit und Sehnsucht nach Tiefstem Decken und Geschosse der Renaissance durchbrach. Aber die Idee der Kraft erfuhr Abbruch in ihrer Mächtigkeit, wenngleich der Troß des Ungeßüms Ausdruck fand."

"Aber du hast die Säulenbündel verwandt!" entgegnete der Maler.

"Der Troß des Buonarrotti, wie er in seinen Säulen stand, ließ mich nicht mehr los. Stellte ich aber die Säulenbündel zur freien Säulenhalle zusammen, licht- und luftdurchflutet, litt die Geschlossenheit meiner Idee und zerflatterte im Ausdruck. An diesem Problem zerbrach fast meine Kraft, und mein Herz verblutete sich." Der Bildhauer krampfte seine Hände, und Schmerz überlief sein Gesicht.

"In meiner Verzweiflung warf ich den Block eines Sandsteinbaus in den Rundgang der Säulen und die Bogen ihrer Wölbungen, so daß ihn die Säulen als losen Überwurf umwanden und umschlossen: Nun waren die Durchblicke aufgehoben, an Stelle von Tanz und Spiel traten Weihe und Kraft, an Stelle zerflatternder Anmut auseinanderstrebender Bewegungen gedrängte Geschlossenheit. Die Säulen umschlossen den Sandsteinbau als etwas Geheimnisvolles, dem Boden verwandt Entwachsenes, unergründlich wie die Erde selbst. Gleichzeitig aber lag in der Säulen der Ausdruck, als hielten sie die dem Boden urgewaltig entstiegene Kraft in Fesseln zurück, und so wurde der Eindruck der Mächtigkeit noch gesteigert. Nach diesem Entwurf lebte mein fast verzagter Mut wieder auf: Ich hatte etwas Nordisches geschaffen, frei von Rom und Griechenland. Und das als Erster ..."



„Diese Probleme sind der Malerei fremd,“ entgegnete der Maler. „Wir haben in der Natur unsere beste Vorlage. Um unsere Werke zur Idee zu erheben, ist nur eine Überhöhung der Natur nötig, wenngleich selbst Tausende auch an diesem Problem zerbrechen.“

Der Mandolinenklang drang lauter zum Fenster hinauf, und das Meer donnerte vernehmbarer.

„Mit der Kunst des Südens ist's, wie mit dem Klang dieser Mandoline,“ fuhr der Bildhauer fort. „Sie ist klar, rein und umgrenzt, wie der Klang dieser Saiten. Aber hörst du das Meer? Rauschend, schäumend, donnernd verhallen ...? Ihm ist die Kunst des Nordens vergleichbar. In Mozarts Musik klingt die Reine des Südens, klingt die ganze Mittagschelle dieser Welt von Sonne und Licht. Aber in Beethovens Musik wächst der Norden, die Idee sucht nach dem alleinigen ihr gemäßen Ausdruck. Da ist's aus mit der festumrissenen Form des Südens, mit dem Ewigblauen des Himmels. In die Nur-lachende-Freude und den Nur-weinenden-Schmerz tritt die Welt der Übergänge, eine Welt voll von unergründlichen Tiefen und Geheimnissen, zwischen Freude und Leid werden Register der Empfindsamkeit gezogen. Gegen Festes von gestern rennt im jugendlichen Trotz, in Kraft und Ungefüg ewiges, nicht rastendes Wachsen und Werden.“

„Aber das ist doch auch Wesentlichstes der Malerei, die, wie du meinst, vielleicht nur ein Kind des Nordens ist,“ warf der Maler ein.

„Ganz wie du sagst,“ erwiderte der Bildhauer. „Der Maler kann sich ausleben in der Gefühls- und Ideenwelt des Nordens. Aber nun kommt die Tragik der Bildhauer, die Tragik der Kunst, die ganz an das Material gebunden, wie der nordische Mensch an die Erde. Der Maler ist frei von der Schwere der Erde, kann weitesten Fernen und wildesten Sehnsüchten nachjagen in Erdenentrücktheit.“

„Kann das der Bildhauer nicht auch? Wer will es ihm verwehren?“ warf der Maler ein.

„Versagt ist es uns nicht!“ Mit Nachdruck betonte es der Bildhauer. „Aber ihr kommt zu einer gewissen Lösung des Problems, wenn es für euch überhaupt ein Problem in diesem Sinne gibt. Der Maler des Nordens kann die Formen Italiens übersehen, sie treten bei ihm nicht störend in die Einheit von Inhalt und Form, da eben die Malerei eine nordische Kunst ist, die Malerei des Südens



aber keine entscheidende Bedeutung erlangte. Leonardo ist mehr ein nördlicher als ein südlicher Maler ..."

"Doch du wolltest von der Tragik der Bildhauer reden," fuhr der Maler ins Wort.

"Darauf wollte ich hinsteuern," griff der Bildhauer den Faden wieder auf. "Beim endgültigen Entwurf des Sockels hatte ich einen Teil des Problems gelöst. Ich hatte die Idee der dem Boden entsteigenden und verbundenen Kraft gestaltet, und — wie ich glaube ohne Überhebung sagen zu dürfen — auf nördliche Weise, in nördlicher Form. Bald aber tauchte von neuem das Problem im ganzen Umfange seiner Schwierigkeit auf ... Es ist das Wesen aller Bildhauerkunst, daß alle Ideen, alle Gedanken ins Persönliche zerrinnen, ins Persönliche münden. Ich aber wollte die dem Norden geborene Kraft im unpersönlichen Ausdrucke gestalten. Es schwebte mir die Musik Beethovens vor: Er hatte die leiblichen Formen des Südens zerbrochen und nordische Inhalte in nordische Formen gegossen ... Hier begann mein neuer Leidensweg. fand ich die Kraft, lebte in mir das Schöpfungstum, Jahrtausend alte Formen einer anderen Seele, der Seelenwelt der Sachen, der Heiligkeit, der Gegenständlichkeit, erwachsene Formen zu sprengen, zu zerbrechen, und die Inhalte meiner nordischen Gefühls- und Ideenwelt in neue, ihr gemäße Formen zu gießen? Ein Leben lang habe ich darüber gebrütet ... vom Schaffen blieb mir die Qual ..."

Die Stimme des Bildhauers zitterte.

"Immer wieder zerrann mir die Idee ins Persönliche. Ich suchte nach bildnerischen Darstellungen der Kraft: Michelangelo, Canova. Den „Moses“ des Buonarrotti mußte ich verwerfen. Er gehört der Gegenständlichkeit des Südens an. Ich fand Canovas „Napoleon“ und glaubte das Rechte gefunden zu haben. Doch bald merkte ich, daß Napoleon selbst der Antike mit Leib und Leben angehörte und sich auch nur als antiken Menschen empfunden hatte. Das Bildwerk Canovas war eine verspätete Schöpfung des Südens. Ich kam zur Malerei Isabey's, den Gemälden Davids: beide hatten sich mit der Person Napoleons beschäftigt. Ich entdeckte, daß sie die Gestalt des Kaisers gefälscht: sie hatten im Widerstreit zwischen Inhalt und Form den Kaiser der Antike entkleidet und ihm Nordisches gegeben. Mit Schmerzen ward es mir klar und grause Gewißheit,



daß alle Ideen in der Plastik ins Persönliche sich bewußt oder unbewußt abwandeln, sei es denn, daß ein Heros des Meißels im Nordland entstände und mit dem Dämon des Genies und dämonischer Gestaltungskraft die bis jetzt alles Schaffen des nordischen Menschen erdrückenden Formen des Südens zerschläge. Möge er kommen..." Der Bildhauer atmete schwer. „Ich glaube, er wird nie geboren. Menschen würden dann Götter sein..."

„Abwandlung ins Persönliche?" Fragend betonte es der Maler. „Dieser Gedankengang scheint mir in seinen Folgerungen zu ausschließlich und konstruiert zu sein." Er erhob sich von seinem Sitze. „Landet nicht auch die Malerei im Akt und Porträt im Persönlichen?"

„Nur scheinbar", entgegnete der Bildhauer. „Akt und Porträt sind niemals von der Umwelt gelöst, sie bedürfen der Hintergründe, der Ferne. Die Bildhauerkunst ist aber letzten Endes, losgelöst von aller Umwelt, nur auf Persönliches gestellt."

„Neue Welten gehen in mir auf," sagte der Maler. „Diese Nacht wird entscheidend für mich sein. „Ich sehe, ich sehe ... und fühle dunkel, was du noch sagen willst."

„Die Erkenntnis, dem Persönlichen nicht entrinnen zu können, die Erkenntnis, daß es sich nicht nur um ein Problem meines Werkes, sondern um das Problem der Bildhauerkunst überhaupt handelte, machte mich endlich ruhiger, heiterer. ... Das Bewußtsein lebte in mir, einen Kampf, wenn auch nicht mit Erfolg, so doch mit Anstand und Ruhm gekämpft zu haben und bis zu Grenzen, über die es wahrscheinlich kein Darüberhinaus gibt, vorgedrungen zu sein. Eine zweite Jugend brach für mich an. Neu lebte ich auf, voll von Entwürfen, Plänen, jugendfrisch.

Um den Ausdruck der Kraft zu gestalten, mußte ich mich, da es kein Entrinnen vor dem Persönlichen gab, für einen Helden entschließen. Lange schwankte ich zwischen Hermann und Karl dem Großen. Zu dem Frankenkönig zog mich Davids Bild „Napoleons Krönung". Der Korse war hier in nordischen Formen als Nachfolger des großen Karls dargestellt. Schließlich entschied ich mich aber für Hermann. Der Frankenkaiser stand, obwohl ein Jahrtausend dazwischen lag, einer Gestaltung, wie ich sie im Innersten erstrebte, noch persönlich zu nahe. Der Cheruskerfürst aber war zum Mythos geworden, hoch ragte seine Gestalt, kaum faßbar, aus dem Nebel der geschichtlichen Anfänge hervor. Diese Entfernung kam meiner ursprünglichen Idee der Entpersönlichung näher.



Neue Schwierigkeiten türmten sich auf. Aber ich hatte meine Jugend wieder-  
gewonnen. Neue Kraft schwellte meine Brust. ...

Ich wußte, mein Denkmal würde ein Kompromiß zwischen Norden und Süden  
sein; aber ich war bestrebt, soviel wie möglich für den Norden zu gewinnen,  
wenn es mir auch versagt blieb, die große, dem Norden gemäße Form zu finden.  
Durch den Unterbau hatte ich die gedachte Figur der Formenwelt des Südens,  
die eine Umgebung, ein Verwurzeltsein mit dem Boden nicht kennt, entrisen.  
Es war mir klar, daß die Figur zum Sockel in ein richtiges Verhältnis gebracht  
werden mußte. Bisher geschaffene Denkmale berührten nicht oder kaum das  
mir gestellte Problem. War die Figur zu klein, hing sie wie ein Popanz auf dem  
Unterbau; war sie zu groß, erdrückte sie den nordischen Sockel und stellte die  
Formen des Südens, die die Figuren durch das Herausreißen aus der Umwelt  
zu Gottheiten erhebt, wieder her. So wägte ich Figur und Unterbau im langen,  
langen Ringen im richtigen Verhältnis zu einander ab. Sieh' hier!" der  
Bildhauer hob das Reißbrett von den Papieren.

Der Maler trat an den Tisch. Das Denkmal ragte auf dem Riß. Eine das  
Schwert erhobene Figur stand in Stärke und Kraft auf dem Sockel.

„Endlich habe ich auch den Marmor verworfen. Die Figur wird aus Kupfer-  
platten geschmiedet sein. Ich bin zum unbewußt richtigen Gefühl meiner  
Jugendzeit zurückgekehrt.“

Lange starrte der Maler auf den Entwurf.

„Ich weiß, mein Denkmal ist ein Kompromiß, ein Kompromiß zwischen Nord  
und Süd, zwischen Inhalt und Form. ... Aber ich glaube, ich habe das Denkmal  
des deutschen Menschen geschaffen, des Menschen, der ewig zwei Seelen in seiner  
Brust tragen wird und nie, nie — vielleicht ihm zum Heile — zum Frieden mit  
sich selbst kommt. Das Denkmal des nordischen Menschen wird ragen, des  
Menschen, der mit unstillbarer Sehnsucht den Fernen und Weiten nachjagt und  
zugleich sein Herz in den einzigen, nie wiederbringlichen Augenblick schlägt ...

Ich fürchte nicht mehr um die Vollendung meines Werks. Eine zweite  
Jugend ist in mir erwacht. Neue Kräfte regen sich lebendig in mir.“

„Eine zweite Jugend! ...“ murmelte der Maler, „auch mir ist sie in dieser  
Nacht aufgegangen.“